



Foto: Fotolia

Sucht und psychische Erkrankung Was tun bei Doppeldiagnose?

Eine Orientierungshilfe von Eltern für Eltern

BARMER GEK



BUNDESVERBAND DER ELTERNKREISE
SUCHTGEFÄHRDETER UND SUCHTKRANKER
SÖHNE UND TÖCHTER E.V.
ELTERN-SELBSTHILFE

Impressum

Herausgeber: Bundesverband der Elternkreise suchtgefährdeter und suchtkranker Söhne und Töchter e. V. (BVEK)
Postfach 20 14 23, 48095 Münster
info@bvek.org, www.bvek.org

Konzept: Gabriele Meißner, Ingrid Arenz-Greiving

Redaktion: Ingrid Arenz-Greiving, www.arenz-greiving.de (trialog)
BVEK Geschäftsstelle; AG Doppeldiagnose

Layout: Lothar Simmank

Druck: ELA-DRUCK gmbh, Hamm

Stand: März 2016

Gefördert von: BARMER GEK

Für die Inhalte dieser Veröffentlichung übernimmt die BARMER GEK keine Gewähr. Auch etwaige Leistungsansprüche sind nicht ableitbar.

Die Inhalte dieser Broschüre sind von betroffenen Eltern entwickelt worden. Das vorliegende Manuskript ist durch Beiträge folgender Personen entstanden: Rita Dames, Renate Dorsch, Barbara Ehret-Heck, Carola Hübner, Gundi Kalbertodt, Gabriele Meißner, Susanne Polifka, Regina Schubert, Maria Winkelgrund und Vera Zenker.

Wir bedanken uns ganz herzlich bei den Autorinnen, die ihre eigenen Erfahrungen für diese Orientierungshilfe zur Verfügung gestellt haben. Ohne diese offenen und eindrücklichen Schilderungen hätte diese Broschüre als überarbeitete, ergänzte Neuauflage der 2008 erschienenen Broschüre „Was tun bei Doppeldiagnose?“ nicht realisiert werden können. Die Namen der Betroffenen wurden geändert.

Einleitung	4	Inhalt
Teil 1		
Wahrnehmen lernen	6	
Verstehen	12	
Abwehren und annehmen	14	
Handeln	20	
Teil 2		
Berichte von betroffenen Eltern	24	
Teil 3		
Literaturempfehlungen	88	
Adressen	90	

Einleitung

Wichtige Erkenntnisse wurden durch eine Umfrage des BVEK im Rahmen des Projektes ‚Eltern helfen Eltern‘ gewonnen, das vom Bundesministerium für Gesundheit von Oktober 2009 bis September 2011 gefördert wurde. Die Befragung in den Elternkreisen für Eltern von suchtkranken und psychisch belasteten Söhnen und Töchtern ergab, dass bei 58 Prozent der Kinder neben der Sucht weitere Erkrankungen diagnostiziert wurden. Im Jahr 2003 machte der Anteil von Doppeldiagnosen in Bezug auf Depressionen und/oder Psychosen in Verbindung mit Sucht noch 22 Prozent aus. Doppelerkrankungen stellen damit längst keine Ausnahmen mehr dar, sondern werden in zunehmendem Maße zum Regelfall betroffener Familien. Besonders häufig wurden als weitere Erkrankungen Depressionen (46 Prozent) und Psychosen (30,7 Prozent) benannt.

Zwischen den beiden Krankheitsbildern Sucht und Psychose gibt es vielfältige wechselseitige Beziehungen. Zum einen gehen der Drogenabhängigkeit mitunter psychische Störungen voraus: Psychisch Kranke nehmen (illegale) Drogen wie Marihuana und andere Substanzen als „Selbstmedikation“ in der Absicht, persönliches Leiden zu lindern. Nach empirischen Studien beträgt die Häufigkeit behandlungsbedürftiger psychischer Erkrankungen in der Normalbevölkerung 10 Prozent, bei Alkoholabhängigen 40 Prozent und bei Drogenabhängigen 65 Prozent.

Depressionen gehören zu den am häufigsten verbreiteten psychischen Störungen, die zusammen mit Sucht auftreten. Depressionen gehen dabei entweder der Suchterkrankung voraus oder entwickeln sich häufig in deren Verlauf. Der Konsum von Suchtmitteln (Alkohol, Drogen, Medikamente) verringert kurzfristig depressive Beschwerden wie Traurigkeit, Antriebslosigkeit, Grübeln, Schlafstörungen, Gewichtsschwankungen, Rückzug, Lebensüberdruß und bringt dadurch positive Erwartungen an das Suchtmittel hervor. Langfristig entsteht durch diesen fehlgeleiteten Bewältigungsversuch jedoch ein Teufelskreis, bei dem sich Depression und Sucht gegenseitig verstärken: Suchtmittel werden konsumiert, um depressive Symptome zu reduzieren, und das Suchtverhalten verschlimmert die Depression.

Die Autorinnen dieser Broschüre sind betroffene Mütter, deren Kinder – oft durch intensiven Cannabiskonsum – zusätzlich an einer Psychose und/oder einer weiteren psychischen Störung erkrankt sind. Die doppelte Belastung zweier ganz unterschiedlicher Erkrankungen haben diese Eltern häufig an ihre Grenzen gebracht. Sie haben die verschiedenen Hilfesysteme aufgesucht, sich aber oft nicht richtig verstanden gefühlt. Auch in den Elternkreisen finden sie oft nur teilweise Verständnis – im Bezug auf die Suchterkrankung der Kinder. Deshalb bietet der BVEK diesen ‚doppelt betroffenen‘ Eltern seit mehr als zehn Jahren im Rahmen der jährlich stattfindenden Bundestagungen die Möglichkeit des spezifischen Erfahrungsaustausches. Dieses Angebot der – bundesweiten –

Austauschgruppe ist bisher einzigartig und wird von betroffenen Eltern gerne genutzt.

Diese Broschüre soll einen Beitrag dazu leisten, den betroffenen Familien eine Stimme zu geben, um Einfluss auf eine Optimierung der Hilfesysteme zu nehmen. Wir bedanken uns ganz herzlich bei den mutigen Müttern, die ihre Situation und Erfahrungen eindrücklich, authentisch und ohne Schnörkel beschrieben haben. Der Wert dieser Schilderungen ist für betroffene Eltern nicht hoch genug einzuschätzen. Zudem bedanken wir uns bei der BarmerGEK, die durch ihre finanzielle Förderung die Überarbeitung und Aktualisierung dieser Broschüre ermöglicht hat.

Der BVEK-Vorstand

Teil 1
Wahrnehmen
lernen

Was ist nur mit Sven los?

Wenn ich heute zurückdenke, war unser Sven im Kindesalter eher unauffällig. Er war ein pflegeleichtes Kind, das sich überwiegend anpasste. Er hat nicht getrotzt, war nicht aggressiv, sondern einfach nur lieb. Von den Geschwistern und auch Freunden wurde Sven gern ausgenutzt, da er immer nachgab und Konflikten aus dem Weg ging. Schon sehr früh ist mir aufgefallen, dass er beim Spielen oft ins Leere starrte und einen traurigen Blick hatte. Als ich mit meinem Mann über meine Beobachtungen sprach, meinte er: „Du machst dir wie immer viel zu viele Gedanken. Lass doch unseren Sohn ein wenig mit offenen Augen träumen.“

In der Schule war Sven ein pflichtbewusster Schüler, dem das Lernen nicht leichtfiel, da er für alles mehr Zeit brauchte, aber durch Fleiß erzielte er trotzdem gute Noten. Die Lehrer/innen beschrieben ihn als verträumt und übersensibel.

Als unser Sohn in die Pubertät kam, verschlief er häufig, interessierte sich nicht mehr für unser Familienleben und begann, die Schule zu schwänzen. Wir erfuhren von anderen, dass er außer Zigaretten auch Haschisch rauchte. Als wir ihn auf die Gefahren von Suchtmitteln ansprachen, reagierte er aggressiv und meinte, dass Papas Bier schädlicher sei. Auch die Großeltern fragten: „Was ist nur mit Sven los?“ Sie bemängelten seine Unzuverlässigkeit und sein ungepflegtes Aussehen.

Als mein Mann den Verdacht äußerte, dass unser Sohn ihm Geld gestohlen habe, war ich außer mir, dass er so schlecht über Sven dachte. „Das würde er nie tun“, verteidigte ich ihn. Wochen später hatte auch ich meinen Sohn beim Geldstehlen erwischt. Ich war ohnmächtig vor Wut, weinte, schrie und quälte mich mit der Frage, was ich falsch gemacht hatte.

*(Mutter von Sven,
ausführlicher Bericht im zweiten Teil der Broschüre)*

Verändertes Wesen und Verhalten

In den meisten Familien sind es die Eltern, die die engste Verbindung zu ihren Kindern haben. Sie nehmen sehr genau Veränderungen im Verhalten der Kinder wahr. Allerdings entwickeln sich manche Verhaltensauffälligkeiten eher schleichend als plötzlich. Und vor allem treten Störungen oft im Jugendalter auf, so dass Veränderungen von uns Eltern und der Umwelt oft als „pubertäres Verhalten“ falsch gedeutet werden. Außerdem sind besonders wir Mütter oft so eng mit den Kindern verbunden, dass wir uns und unsere Kinder vor vermeintlich bösen Vermutungen schützen möchten, indem wir Veränderungen gar nicht als Problem wahrnehmen wollen oder können.

Bis zu einem gewissen Grad sind Zuversicht und positives Denken auch in der Kindererziehung sehr förderliche Haltungen. Doch um unserer Familie und unseren von Suchtmittelmissbrauch oder einer anderen gravierenden Verhaltensauffälligkeit betroffenen Kindern wirklich zu helfen, ist ein möglichst objektiver realistischer Blick auf die Situation notwendig.

Suchtmittelmissbrauch verändert das Wesen und Verhalten eines Menschen. Ebenso verändert eine psychische Erkrankung den Menschen – und die Symptome, also die Verhaltensauffälligkeiten, die wir beobachten, können sehr ähnlich sein. Gleichzeitig lösen diese Veränderungen unseres Kind natürlich auch Emotionen und Reaktionen bei uns Eltern aus.

- **Sozialer Rückzug:** Viele von uns Eltern stellten oft erst im Nachhinein fest, dass ihr Kind sich mehr und mehr zurückgezogen hat: zunächst von der Familie und dann auch von Freunden und Tätigkeiten, die es früher gern mochte, wie zum Beispiel Sport. Soziale Kontakte werden oft fast nur noch zu anderen „Problemjugendlichen“ gehalten. Dabei mussten wir rasch unsere Grenzen erkennen, was die Beeinflussung der Entwicklung unseres Kindes angeht. Die neue Orientierung des Kindes erscheint uns wie der Beginn einer Entfremdung zwischen Eltern und Kind.
- **Stimmungsschwankungen:** Oftmals sind die betroffenen Jugendlichen in ihrem Wesen derart verändert, dass sie ungewöhnlich antriebslos, extrem leicht verletzbar, ängstlich oder auch leicht aggressiv erregbar sind. Einige von uns kannten diese Wesensart von den Kindern schon in gemäßigter Form, aber für andere war das auch ein völlig neuartiges Verhalten, auf das wir im Moment, ohne zu wissen, dass das Kind krank ist, als Eltern oftmals nur mit Unverständnis reagieren können.
- **Leistungsabfall:** In den meisten Fällen führen sowohl Drogenkonsum, wie auch eine psychische Erkrankung zu einem extremen Leistungs-

abfall in Schule oder Beruf. Dann müssen Entscheidungen getroffen werden, denn für uns Eltern und auch für die Betroffenen selbst sind die Veränderungen jetzt nicht mehr zu leugnen. Dennoch fällt es uns immer noch schwer zu erkennen, dass eine krankhafte Störung vorliegt. Denn Eltern neigen dazu, die Gründe für den Leistungsabfall in den äußeren Umständen (falsche Freunde, falsche Schule etc.) zu vermuten. Meine Erfahrung ist: Von Lehrern und anderen Fachkräften ist leider nur sehr wenig kompetente Unterstützung zu finden. Sie stehen der Wesensveränderung des Kindes oft ebenso hilflos gegenüber wie wir selbst.

- **Zunehmende Verwahrlosung:** Wir Eltern stellten mit Schrecken fest, wie sehr unser Kind sein Zimmer „vermüllte“. Kleidung und sogar die eigene Körperhygiene wurden extrem vernachlässigt. Das Kind beharrte uns gegenüber auf seinem Recht der Selbstbestimmung, während wir voller Scham über das eigene Kind hilflos zuschauen mussten oder uns in extremen Konflikten mit ihm aufrieben.

„Unser Kind missachtet uns“

- **Aufgreifen und Verfechten von extremen Auffassungen und Ideologien:** Ratlos schauten wir zu, wie unser Sohn sich nacheinander den verschiedensten rechten wie linken extremen politischen Gruppierungen zugehörig fühlte und deren Meinungen nicht nur verbal vertrat. Mit vernünftigen Argumenten war er für uns nicht mehr erreichbar.
- **Verlust des natürlichen Mitgefühls für andere Menschen:** Unser Kind war so sehr mit sich selbst beschäftigt, dass es nicht in der Lage war, irgendeine Rücksicht in seinem Verhalten zu nehmen. Er drehte nachts laut seine Musik auf, rauchte im Haus, obwohl wir ihn darum gebeten hatten, dieses nicht zu tun. Sogar am Tage vor einer Herzoperation des Vaters ging er zum Feiern aus und wurde von der Polizei als Randalierer aufgegriffen. Wir Eltern fühlten uns in solchen Situationen ungeliebt und missachtet durch das eigene Kind.
- **Veränderte Wahrnehmung der eigenen Person:** Während unser Kind unter einem anhaltenden Gefühl der Minderwertigkeit im sozialen Kontakt litt, kam es gleichzeitig zu extrem gefährdendem Verhalten durch Selbstüberschätzung.
- **Veränderte Wahrnehmung der Umwelt:** Mit Befremden stellten wir fest, dass unser Kind ganz unbegründete panische Ängste entwickelte – zum Beispiel vor einem winzig kleinen Hund in der Nachbarschaft –, wäh-

rend wir in unserem Haus immer mit Tieren gelebt hatten. Später bezog er die Angst auf Personen, sowohl auf Bekannte wie auch auf Fremde, zum Beispiel Bahnreisende, von denen er sich beobachtet und bedroht fühlte. Schließlich fühlte er sich sogar vom Fernseher persönlich angesprochen und in seinem Denken beeinflusst.

Wir Eltern steckten selbst in einem Wirrwar der Gefühle von Fassungslosigkeit, Angst, Scham, Selbstzweifel, Wut und gleichzeitig ungebrochener Liebe zum eigenen Kind. Wir waren hilflos und versuchten immer noch, ihm mit unseren „vernünftigen“ Argumenten zu helfen. Wir wussten nicht, dass all das, was wir erlebt hatten, Symptome einer behandelbaren Krankheit sind.

Es begann ohne Vorwarnung

Thomas war 14, ein aufgeweckter Junge mit einem stabilen Freundeskreis, seit Jahren sportlich aktiv. Mitten in der Nacht stand er ängstlich vor meinem Bett und wollte, dass ich ihn ins Krankenhaus fahre. Er war sehr aufgeregt, seine Pupillen waren tellergroß und sein Puls raste.

Was war passiert? Am Nachmittag hatte er mit Freunden testen wollen, wie das mit dem Cannabis ist. Und weil er keine Wirkung spürte, nahm er noch Kapseln hinterher. Wahrscheinlich war es LSD, denn er sagte, dass er seine Umwelt trickfilmhaft gesehen hat – ganz bunt. Das erzählte er mir während der Fahrt in die Klinik. Er hatte große Angst, denn es ging ihm schlecht! Wir Eltern standen unter Schock.

Dass es in der Pubertät zu Schwierigkeiten kommen kann, war uns schon bewusst: Alkohol, die erste Zigarette ... aber so etwas? Das passte so gar nicht zu unserem Kind.

Die Ärztin machte uns am nächsten Tag den Vorschlag, ihn für zwei Tage in der Klinik zu lassen, obwohl dies aus medizinischer Sicht nicht nötig gewesen wäre. Aber sie wollte ihm zeigen, wie gefährlich Drogen sind. Wir willigten dankbar ein. Außerdem bestanden wir darauf, dass er mit uns zur Drogenberatung geht. Auch diesen Schritt hatte uns die Ärztin empfohlen. Thomas fand es unnötig, da er nicht vorhatte, noch einmal Cannabis oder Ähnliches zu probieren. Der Schreck steckte ihm noch in den Gliedern.

Aber er war erst 14! Wir gingen gemeinsam dorthin. Zu diesem Zeitpunkt war er in der achten Klasse am Gymnasium. Ich sprach mit seiner Lehrerin über den Vorfall und fühlte mich wie eine Versagerin. Ich konnte es nicht begreifen. Es machte keinen Sinn. Hatten wir etwas falsch gemacht? Notaufnahme, Drogenberatung und viele Gespräche. Wir dachten, die Sache sei ausgestanden.

(Mutter von Thomas)

ausführlicher Bericht im zweiten Teil der Broschüre

„Wir fielen in ein tiefes Loch“

Aus unserem sensiblen Sohn Alexander wurde ein junger Mann, der mit einem sehr guten Abitur die Chance hatte, ein Stipendium zu bekommen. In seinem Freundeskreis war er anerkannt und sehr beliebt. Und wir waren stolze Eltern.

Sein Freundeskreis änderte sich jedoch bald und auch sein Verhalten uns gegenüber. Wir glaubten an einen Generationskonflikt. Dass Drogenkonsum die Ursache sein könnte, daran haben wir nicht einmal im Traum gedacht: So etwas passierte in anderen Familien, aber doch nicht bei uns! Mit 20 Jahren zog unser Sohn mit zwei ehemaligen Mitschülern in eine WG. Und wir waren nicht böse darüber.

Alexander studierte im ersten Semester Biotechnologie, und wir dachten immer noch, es sei alles in Ordnung. Im zweiten Semester fiel uns sein schlechtes Aussehen auf und wir sprachen ihn immer wieder auf seinen sichtbaren Gewichtsverlust an. Alexander beichtete uns schließlich, dass er intensiv Cannabis konsumiert und dass er seinen Alltag nicht mehr geregelt bekam. Seit seinem 17. Lebensjahr kiffte unser Sohn, und wir hatten nichts gemerkt! Wir fielen in ein tiefes Loch.

(Mutter von Alexander)

ausführlicher Bericht im zweiten Teil der Broschüre

„Irgendetwas stimmt nicht mit unserem Sohn“

Wir bekamen einen Anruf von der Kriminalpolizei mit der Aufforderung, wir sollten uns mal um unseren Sohn kümmern, denn der gehöre wohl in die Psychiatrie. Er wäre wie irr durch die Stadt gefahren und hätte als Berufsbezeichnung „Zeitreisender“ angegeben und auch sonst wirres Zeug geredet.

Mit meinem Mann ging ich gleich am nächsten Morgen in seine Wohnung. Dort lag er mit verwahrlosten Gleichgesinnten und sagte uns, dass es ihm gut gehe, weil er Albert Schweizer begegnet wäre und sich selbst heilen könne. Seine Kumpels sagten, er ticke nicht mehr richtig.

Als mein Mann und ich die Wohnung wieder verlassen hatten, weinten wir nur. Ich telefonierte den ganzen Mittag – zuerst mit der Drogenberatung, aber dort war nur der Anrufbeantworter eingeschaltet. Also suchte ich bei Ärzten Hilfe. Die verschiedenen Nervenärzte sagten mir, wenn er nicht selbst vorbei käme, komme nur eine Zwangseinweisung in Frage. Nach mehrmaligem Bitten erklärte sich unser Hausarzt bereit mitzugehen. Er untersuchte unseren Sohn und stellte eine Zwangseinweisung aus. Unter gutem Zureden fuhr unser Sohn mit uns in die Landespsychiatrie.

(Mutter von Sven)

Verstehen

Doppeldiagnose bedeutet Doppelbelastung – auch für Eltern und Angehörige

Suchterkrankungen und psychische Störungen werden auch heute noch meist von Betroffenen und ihren Angehörigen verschwiegen. Obwohl sie keine Seltenheit, sondern „Volkskrankheiten“ sind, ist allgemein nur wenig Wissen über Symptome, Hilfen und Behandlungsmöglichkeiten verbreitet.

Bei beiden Erkrankungen richten sich häufig Schuldzuweisungen an die Angehörigen – bei den psychischen Erkrankungen oft an die „pathogene (Krankheit verursachende) Mutter“. Die Diskriminierung und Stigmatisierung dieser Erkrankungen führt bei den Angehörigen zu Scham und Hilflosigkeit gepaart mit großen Schuldgefühlen und Selbstvorwürfen. Darüber hinaus werden die Eltern und Angehörigen in diesem Zusammenhang vor folgende Probleme gestellt:

1. Pubertäre Krisen können sowohl mit Symptomen von Drogenabhängigkeit als auch mit psychischen Erkrankungen verwechselt werden, sie sind dadurch nicht leicht zu erkennen.
2. Ein Großteil der medizinischen Fachwelt teilt sich immer noch in zwei Denkrichtungen auf:
 - diejenigen, die psychische Erkrankungen auch als Folge von Drogenmissbrauch anerkennen
 - diejenigen, die fast ausnahmslos von dem Konzept der Prämorbidität (Vorschädigung) ausgingen. Die letztgenannte Betrachtungsweise geht damit einher, dass die Drogenabhängigkeit in der Behandlung entweder vernachlässigt oder ganz ausgeklammert wurde/wird.

So ist es auch nicht ungewöhnlich, dass Jugendliche, die sowohl drogenabhängig als auch psychisch krank sind, während der stationären und auch ambulanten Erstbehandlungen nicht auf Drogen getestet werden, sondern sogar während der Behandlungszeit die Gelegenheit haben, die Droge weiterhin zu konsumieren, die ihre Erkrankung womöglich auslöst oder zumindest verschlimmert hat.

Dies ist ein Umstand, der zu großer Frustrationen und Hilflosigkeit bei den Eltern führt, weil sie als Laien kein Verständnis für die fachliche Debatte haben, in der es darum geht, was zuerst da war: die Henne oder das Ei. Für sie geht es primär darum, dass ihrem Kind geholfen wird, und zwar durch eine ausreichende Behandlung und Nachsorge beider Erkrankungen.

Sowohl in der Drogenhilfe als auch in der Psychiatrie zieht die moderne Praxis die Eltern in die Behandlung mit ein. Leider hat sich dieser Ansatz jedoch noch nicht vollständig durchgesetzt. Schätzungsweise 60 Prozent der Betroffenen konsultieren ihren Hausarzt als erste Anlaufstelle. Die Kompetenz der niedergelassenen Ärzte – seien es praktische Ärzte, Fach-, Kinder- und Jugendärzte oder auch frei praktizierende Psychologen – ist aber immer noch nicht ausreichend. Die Mehrheit ist weder in Bezug auf Drogen und Sucht noch in Bezug auf psychische Erkrankungen in der Lage eine zutreffende Diagnose zu stellen.

Erfahrungen der betroffenen Eltern in Elternkreisen bestätigen, dass Patienten mit Doppeldiagnosen erhöhte Gefahr laufen, in traditionellen therapeutischen Settings Therapieversager zu werden bzw. oft erst gar nicht zur Behandlung zugelassen werden. Das heißt, auch der Weg der Eltern von Patienten mit Doppeldiagnosen ist extrem belastet, sie können sich nicht auf bewährte Hilfen und Netzwerke von Hilfsangeboten stützen. Sie sind relativ isoliert auf der Suche nach adäquater Hilfe für das betroffene Kind und für sich selbst. Durch die Verzögerungen bei der Suche nach kompetenter Hilfe – oft über Jahre – besteht nach Auffassung betroffener Eltern eine erhöhte Gefahr der Chronifizierung von psychotischen Episoden zu psychischen Störungen.

angelehnt an: Projektantrag des BVEK an das Bundesministerium für Gesundheit vom Februar 2005 „Suchterkrankungen und Psychische Störungen – eine bundesweite Tagung der Elternkreise und Eltern von Kindern mit Doppeldiagnose“, erstellt unter der Mitarbeit von S.-L. Nagel und D. Lehmann

Abwehren und Annehmen

„Er fühlte sich als Vertreter Gottes“

Alexander kiffte weiter. Es folgte das ganze Register: Angstzustände, dass er sich nicht mehr traute, das Haus zu verlassen, Entzugserscheinungen mit Schweißausbrüchen, Heulkrämpfen, Herzrasen, Schlafstörungen. Verwahrlosung, Verlieren der Tagesstruktur. Wir reagierten panisch und versuchten ihm zu helfen, indem wir ihn von einem Arzt zum anderen und von einer Beratungsstelle zur anderen schleiften. Alles erfolglos – nach kurzer Abstinenz erneuter Konsum, nun auch noch zusätzlich Alkohol in Massen und bei jedem Mal ein tieferer Fall.

Wir mussten ihm aber doch helfen! Und so begann alles wieder von vorn. Abgebrochene Klinikaufenthalte und abgebrochene Therapien, Auseinandersetzungen mit uns. Bei ihm kam es nach weiterem Genuss von Cannabis zu „Bewusstseinsweiterungen“. Er fühlte sich als Vertreter Gottes und hatte seiner Meinung nach telepathische Fähigkeiten. Die Ärzte sprachen von drogeninduzierter Psychose. Er bekam Neuroleptika, die er nicht vertrug und darum nicht mehr nahm. Und wieder begann alles von vorn.

(Mutter von Alexander)

„Unmögliches Verhalten“

Die Tochter von Frau E. kiffte intensiv und trank Alkohol. Ihr Verhalten hatte sich verändert. Nach etwa zwei Jahren fiel Frau E. auf, dass Ihre Tochter, die sonst kaum zu Hause war, sich zunehmend in ihr abgedunkeltes Zimmer zurückzog und den ganzen Tag nur Musik hörte. Die Tochter wirkte gehetzt und verängstigt, sie verletzte sich selbst.

Mit ihrem Mann kann Frau E. nicht reden, er ist krank und darf nicht belastet werden. Andere Familienmitglieder sollen nichts erfahren. Ihre beste Freundin hat zwar ein offenes Ohr für sie und zeigt Mitleid, die Sorge um die Tochter kann sie aber nicht verstehen, weil sie nur das „unmögliche“ Verhalten wertet.

(Mutter von Elvira)

Als erstes steht die Schuldfrage im Raum

In unseren Elterngesprächen stellen wir immer wieder fest: Keiner akzeptiert sofort das Krankheitsbild seines Kindes. Als erstes steht meist die Schuldfrage im Raum: Was haben wir bloß falsch gemacht? Wo haben wir als Eltern versagt? Also versuchen wir, der Sache pädagogisch auf den Grund zu gehen.

In der Öffentlichkeit ist eine seelische Erkrankung immer noch ein absolutes Tabuthema. Das macht es nicht einfacher. Also durchlaufen wir zuerst als völlig normale Reaktion die Abwehrphase. Bis wir Angehörigen wirklich begreifen: „Mein Kind ist krank“, gehen wir – individuell unterschiedlich – einen langen, kräftezehrenden Weg. In dieser Phase sind wir traurig, fühlen uns schuldig, manchmal auch wütend. Oft erkennen wir als Angehörige, dass wir die Krankheit annehmen müssen, gerade dann, wenn völlig erschöpft sind. Wenn wir merken, dass alles, was wir bisher versucht und unternommen haben, nicht weiterhilft, sondern es – im Gegenteil – dem Kind nicht besser geht.

Darunter leidet auch unsere Gesundheit. Das Familienleben dreht sich nur noch um eine Person. Der Familienfrieden ist gestört, Freunde sind überfordert und wenden sich hilflos ab oder zeigen kein Verständnis. Für das Umfeld stellt es sich leider als ein pädagogisches Versagen dar.

Das Annehmen ist ein schmerzlicher Prozess. Wir begreifen: Nichts wird so sein, wie wir es uns für unser Kind gewünscht haben. Dieser Gedanke tut weh! Aber darauf müssen wir uns einstellen, um zu unserem Leben und zum Familienleben zurück zu finden.

Es gibt das schöne Beispiel vom Mobile: Alle Figuren, die daran befestigt sind, schweben im Gleichgewicht. Das war der normale Familienzustand. Nun beginnt eine Figur zu zappeln, sich zu lösen, abzuspringen. Schon ist das gesamte Gleichgewicht durcheinander.

Annehmen bedeutet auch: Sein Gleichgewicht wiederfinden, zur Ruhe kommen. Und die Erkenntnis zu haben: Ich bin nicht schuld. Wichtig ist: Je länger der Prozess des Abwehrens und Nicht-Glauben-Wollens anhält, desto länger dauert es, bis wir unseren Kindern und auch uns selbst effektiv helfen können.

(Mutter von Thomas)

ausführlicher Bericht im zweiten Teil der Broschüre

„Ihr Sohn tickt wohl nicht mehr richtig“

Sven kiffte jetzt täglich. Er musste die Klasse wiederholen. Mit Ach und Krach bestand er seine Mittlere Reife. Danach begann er eine Lehre als Landschaftsgärtner. Nach sechs Wochen flog er wegen ständiger Unpünktlichkeit, Konzentrationsmangel und frechem Verhalten raus. Er führte Selbstgespräche und fühlte sich von anderen beobachtet. Nachts geisterte er im Haus herum und fand keine Ruhe. Er vergaß die Kaffeemaschine auszuschalten, schloss die Haustüre nicht richtig zu, redete fremde Leute an und beschäftigte sich intensiv mit Spiritualität. Sven behauptete, dass er ausgewählt sei, „die Menschen vom Bösen zu befreien“. Wir waren in großer Sorge und konnten mit dieser Situation nicht umgehen. Ich selbst war total mit den Nerven am Ende.

Im Elternkreis riet man uns dringend zu einer räumlichen Trennung, aber ich wollte doch unseren Sohn beschützen und bei ihm sein. Sven zog an seinem 18. Lebensjahr freiwillig aus, da er unsere ständigen Streits satt hatte und es nicht mehr mit uns aushielt. Er lebte in einer WG, machte Zivildienst und kam ab und zu bei uns vorbei. Sein Blick erschien mir oft gehetzt. Auf meine Frage, ob es ihm wirklich gut ginge, beruhigte er mich immer, aber ich spürte, dass das nicht stimmte.

Eines Tages bekamen wir einen Anruf von der Kripo, mit den Worten, wir sollen uns mal um unseren Sohn kümmern, der „ticke wohl nicht mehr richtig“. Er wäre zu schnell durch die Stadt gefahren und hätte bei der Kontrolle als Berufsbezeichnung „Zeitreisender“ angegeben. Als wir in seine WG kamen lag er dort und war kaum ansprechbar. Als ich sagte, er solle mit uns zum Arzt gehen meinte er: „Mama ich brauche keinen Arzt, ich bin doch Albert Schweizer und kann mich selbst heilen.“

Mit einer Zwangseinweisung brachten wir ihn in die geschlossene Abteilung der Landespsychiatrie. Unser Sohn bekam Medikamente (Neuroleptika), die ihn zwar wieder klare Gedanken fassen ließen, aber schwere Bewegungsstörungen bei ihm auslösten. Kein Arzt hatte Zeit, mit uns Eltern zu sprechen. Mit Selbstvorwürfen quälte ich mich Tag und Nacht: Was hätten wir anders machen können?

Später, auf der offenen Station sprachen die Ärzte von einer „Doppeldiagnose“ Sucht und Psychose. Wir hatten noch nie etwas von dieser Krankheit gehört. Über den Bundesverband der Elternkreise erfuhr ich, dass auch andere Eltern mit diesem Schicksal konfrontiert sind und genauso hilflos waren, wie wir. Langsam wurde uns klar, dass unser Sohn zwei Krankheiten hatte, die aber im Hilfesystem vollkommen getrennt behandelt wurden ... und wir Eltern saßen dazwischen und wussten nicht, wer uns weiterhilft.

(Mutter von Sven) ausführlicher Bericht im zweiten Teil der Broschüre

Der Elternkreis als wichtiger Anlaufpunkt

Ich konnte die Krankheit meines Sohnes lange Zeit nicht annehmen. Annehmen habe ich gleichgesetzt mit hinnehmen, kampflos aufgeben. Und das wollte und konnte ich auf keinen Fall. Es ging doch um mein Kind! Dieser Kampf, alles rückgängig machen zu wollen, dauerte fast drei Jahre. Mein Mann unterstützte meine Aktivitäten, denn auch er wollte seinen Sohn zurück. Thomas sah dafür allerdings keine Notwendigkeit.

Zum Beispiel versuchten wir ihn durch Arbeit in unserem Geschäft zu motivieren, um ihn aus seinem Umfeld zu lösen. Außerdem boten wir ihm an sein Geld zu verwalten und einzuteilen, da er überhaupt nicht damit umgehen konnte und ihn das selber störte. Diesen Vorschlag nahm Thomas an. Von nun an holte er sich täglich seinen Tagessatz an Geld bei uns ab. Das war in doppelter Hinsicht gut, denn sein Konto erholte sich, und wir bekamen ihn jeden Tag zu sehen.

Wir merkten, wie er immer mehr körperlich und seelisch abbaute. Für ihn war es völlig absurd und unverständlich, warum er zu einem Arzt gehen sollte. Der Sozial-psychiatrische Dienst riet zur Zwangseinweisung. Wir konnten uns mit diesem Gedanken nicht anfreunden, denn wir waren immer noch in der Abwehr-Phase und hofften, dass er freiwillig Hilfe annahm.

Schließlich waren unsere Kräfte aufgebraucht, unsere Psychen ziemlich angekratzt, und Thomas ging es immer schlechter. Er litt unter Verfolgungswahn, hörte Stimmen, schrieb mit schwarzer Farbe mystische Sprüche an seine Wand ...

Er war seit drei Jahren arbeitslos, hatte ab und zu kleine Zwischenjobs – nie sehr lange, da er nicht belastbar war und immer Gründe zum Abbrechen fand. Alle unsere Bemühungen hatten – außer einer totalen Erschöpfung der ganzen Familie – keinen Fortschritt gebracht.

Erst jetzt, auf dem Tiefpunkt, begriffen wir, was andere schon viel früher zu uns gesagt hatten: „Ihr Sohn braucht dringend professionelle Hilfe. Sie kommen alleine nicht weiter. Im Gegenteil, sie verlängern das Leid ihres Kindes und ihrer Familie ...“ Wir begannen die Krankheit als Krankheit anzunehmen.

Wir kämpfen immer noch um unser Kind. Jetzt geht es meinem Mann und mir darum, soviel wie möglich über das Krankheitsbild zu erfahren und auch die Öffentlichkeit für dieses Thema zu sensibilisieren. Der Elternkreis ist für uns zu einem wichtigen Anlaufpunkt geworden.

(Mutter von Thomas)

Acht Schritte der Krisenbewältigung

1. Ungewissheit

Was ist eigentlich los mit meinem Kind? Er hat sich in den letzten Monaten völlig verändert, er vernachlässigt sich, kommt keinen Verpflichtungen mehr nach, tauscht alte Freunde gegen neue aus und braucht ständig Geld. Ich bin wie durch einen Schock gelähmt, was soll ich nur tun? Nichts ist mehr wie früher. Habe ich nicht alles getan für mein Kind?

2. Gewissheit

Es ist nicht mehr zu leugnen, mein Sohn nimmt Drogen, ist vielleicht schon abhängig. Das kann doch nicht wahr sein! Ich verberge meinen Schmerz und tue nach außen gelassen. Ich kümmere mich um alles. So hoffe ich werden Verwandte, Freunde und Nachbarn schon nichts merken.

3. Aggression

Ich bin ratlos, wütend und mutlos. Wie soll das alles weitergehen? Mittlerweile bin ich total erschöpft und habe das Gefühl ich bin alleine mit diesem Problem. Ich merke, wie ich immer aggressiver und verbitterter werde und meine Gefühle überhaupt nicht mehr unter Kontrolle habe. Kann mein Sohn nicht so sein wie alle anderen? „Hör einfach auf mit Drogen, und wir sind wieder eine Familie.“

4. Verhandlungen

Wie bei allem stirbt die Hoffnung zuletzt. Ich versuche zum wiederholtem Male, mit meinem Sohn ein ruhiges Gespräch zu führen. Ich biete ihm meine Hilfe an und versuche ihm klarzumachen, dass es einen Weg zurück gibt. Wir führen Verhandlungen, treffen Vereinbarungen und geben uns gegenseitig Versprechen. Zu meiner Freude kommen wir zu einem positiven Ergebnis: Ab morgen keine Drogen mehr.

5. Depressionen

Und wieder habe ich mich zu früh gefreut. Nichts hat sich geändert. Mein Kräfte sind am Ende und ich könnte den ganzen Tag heulen. Nervosität, Angst und Schlaflosigkeit bestimmen den Alltag. Ich schaffte es hin und wieder, mich durch meine Arbeit abzulenken.

6. Annahme

Ich erkenne erst jetzt, dass mein Kind krank ist. Ich bin beteiligt und betroffen. Meine Hilflosigkeit wandelt sich in Selbstvertrauen um und ich schaffe es wieder mich der Wirklichkeit zu stellen.

7. Aktivität

Jetzt stelle ich mich meinen Problemen. Ich gestalte meinen Alltag neu und gehe wieder meinen Interessen nach. Ich versuche mit anderen über meine Situation zu sprechen, aber ich merke zugleich, dass sie mich nicht

verstehen. Ihnen fehlt die eigene Betroffenheit, die eigene Erfahrung und das Wissen um die Drogen. Eines Tages werde ich auf eine Selbsthilfegruppe aufmerksam und nehme Kontakt zu dieser Gruppe auf.

8. Solidarität

Ich nehme Abschied von meinen Bildern, wie mein Kind sein soll. Mir wird bewusst, dass ich nicht die einzige Person bin, die solch ein Problem hat. Alleine ist dieses Problem nicht zu bewältigen, ich brauche die Hilfe anderer – und andere brauchen mich. Ich fange an zu handeln.

Handeln

Die Gefahr bleibt groß

Sechs Jahre sind nun vergangen. Eine Therapie steht an, deren Ziel es ist, Selbstachtung und Selbstbewusstsein aufzubauen und Krisen ohne Suchtmittel bewältigen zu können. Wir hoffen, dass Alexander sein Glück begreift, auch ohne Medikamente nicht psychotisch zu sein. Die Gefahr, nach erneutem Cannabis-Konsum eine irreversible Schizophrenie zu bekommen, ist groß.

(Mutter von Alexander) ausführlicher Bericht im zweiten Teil der Broschüre

Sich auf den Weg machen

Wenn uns die Krankheit unseres Kindes bewusst geworden ist, wird es Zeit, dass wir handeln und professionelle Hilfe suchen. Jeder wird dafür seinen eigenen Weg finden. Denn mancher Schritt – zum Beispiel zu einem Psychiater zu gehen – kostet Überwindung. Für den einen ist es leichter, für den anderen schwerer, für einen dritten kommt es vielleicht gar nicht in Frage. Auch wenn man die Krankheit grundsätzlich angenommen hat, treten Schuld- und Schamgefühle immer wieder mal in den Vordergrund und erschweren den Gang zu einem Arzt oder Fachmann.

Wo bekomme ich Hilfe?

Wir möchten Ihnen Mut machen, Hilfe anzunehmen und zeigen Ihnen, wo Sie sich über das Krankheitsbild informieren können, an wen Sie sich wenden können, welche professionellen Anlaufstationen es gibt.

1) Internet

Hier kann sich jeder unverbindlich und anonym erste Informationen einholen.

(Wahrscheinlich merken Sie aber schon nach kurzer Zeit, dass die Fülle der Informationen kaum überschaubar ist und einige Fragen trotzdem offen/unbeantwortet bleiben.)

2) Hausarzt

Einige Hausärzte haben sich mit dem Thema „Sucht und Psychose“ schon befasst.

Leider sind es nach unseren Erfahrungen noch immer viel zu wenige. Ein Versuch ist es wert. Vielleicht sind Sie hier schon genau richtig.

3) Drogenberatung

Die Mitarbeiter der Drogenberatung vermitteln auch den Kontakt zum Sozial-Psychiatrischen-Dienst. Unter www.bzga.de sind alle Suchtberatungsstellen nach Bundesländern geordnet.

4) Jugendamt

Das Jugendamt hilft Eltern und anderen Erziehungspersonen, die Rat suchen oder Probleme mit ihren minderjährigen Kindern haben. Hier finden Sie alle Jugendämter alphabetisch geordnet:
www.socialnet.de/branchenbuch/2226.php

5) Sozial-Psychiatrischer Dienst

Die Mitarbeiter vermitteln auch den Kontakt zur Drogenberatung. Der Dienst gehört zum Gesundheitsamt – telefonischen Kontakt finden Sie unter der jeweiligen Stadtverwaltung.

Die Sozialarbeiter der Drogenberatung und des Soz.-Psy.Dienstes verfügen über jahrelange Erfahrungen bei der Begleitung von suchtmittelabhängigen Jugendlichen und jungen Erwachsenen und sind an die Schweigepflicht gebunden. Sie beraten und vermitteln und kennen auch die Kontaktadressen für Selbsthilfegruppen.

6) Eltern-Selbsthilfegruppen

Hier treffen Sie auf Menschen, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben und machen.

Wir wissen, dass der Gesprächsaustausch untereinander durch NICHTS zu ersetzen ist. Unter www.bvek.org finden Sie Elternkreis-Ansprechpartner nach Bundesländern geordnet.

(Mutter von Thomas)

Was bedeutet Eltern-Selbsthilfe ?

„Ich wurde ernstgenommen“

Im Elternkreis konnte ich über alles reden, und es wurde mir zugehört. Ich wurde ernstgenommen. Ich war nicht alleine mit meinen Problemen. Dadurch ging es auch mir besser. Ich habe viele Kontaktadressen bekommen, die meinem Kind dann weitergeholfen haben.

(Mutter von Johannes)

Was kann Selbsthilfe leisten?

Selbsthilfegruppen sind ein Zusammenschluss von Menschen, die von einem Problem betroffen sind, dem gegenüber sie sich hilflos fühlen und für das sie sich in gezielten Gesprächen Unterstützung und Rat erhoffen. Es finden sich hier Menschen zusammen, die von und mit Gleichbetroffenen lernen wollen, sich selbst zu helfen, sich gegenseitig Hilfe zur Selbsthilfe anzubieten.

Da die Mitglieder einer Selbsthilfegruppe sich immer in verschiedenen Stadien der eigenen Betroffenheit befinden und auch unterschiedlich lange diese Gruppe aufsuchen, findet der Neuhinzukommende eine Vielzahl an Erfahrungen und gleichzeitig ein vielfältiges Angebot an denkbaren Umgehensweisen mit dem Problem vor. Vor allem findet er Verständnis für seine Hilflosigkeit und Verzweiflung. Jeder hat die Möglichkeit, seinen bislang verdrängten Kummer auszusprechen und schon dadurch erste Entlastung zu erfahren.

In einer Selbsthilfegruppe ist die offene Aussprache die Voraussetzung für gegenseitige Hilfe. Dafür muss eine absolute Verschwiegenheit in der Gruppe gewährleistet sein: „Was Sie hier im Raum sehen und hören, bleibt hier im Raum!“

In einer Selbsthilfegruppe ist jedes Mitglied gleichberechtigt. Jeder kann Zeit und Raum für das Aussprechen seiner Bedürfnisse und Gefühle beanspruchen; gleichzeitig ist darauf zu achten, dass andere Gruppenmitglieder im Gespräch nicht zu kurz kommen. Will ein Teilnehmer zunächst lieber schweigen und zuhören, so darf er auch das tun. Jeder wird akzeptiert, wie er ist und soll selbst bestimmen über das, was er mitteilen möchte.

Reden dürfen, sich verstanden und angenommen fühlen, zuhören und von anderen lernen können – das sind die Wirkfaktoren einer Selbsthilfegruppe. Solch eine Gruppe kann auch als Gesprächskreis bezeichnet werden – die Elternkreise haben diesen Namen für sich gewählt.

Was mir der Besuch des Elternkreises gegeben hat

- Ich kann zu der Tatsache stehen, dass mein Sohn abhängig ist und offen damit umgehen.
- Wir haben als Eltern unsere Schuldgefühle abgelegt.
- Ich habe für mich professionelle Hilfe in Anspruch genommen, um eigene psychische Probleme zu vermeiden, oder möglichst gering zu halten.
- Ich habe konsequentes Auftreten und Handeln meinem Sohn gegenüber gelernt.
- Bei Rückfällen kann ich schneller eigene Krisen bewältigen.
- Es gelingt mir immer öfter, nur Dinge ändern zu wollen, die ich auch ändern kann.

Wir können offen darüber sprechen und diskutieren, wenn wir manchmal doch wieder in alte Verhaltensmuster fallen, ohne als Versager dazustehen – das gibt Mut und Kraft.

(Mutter von Alexander)

„Ich habe gelernt ...“

- Ich habe begriffen, dass nicht ich meinem Kind helfen kann, sondern nur es sich selbst.
- Ich habe erfahren, dass dieses Schicksal jede Familie treffen kann.
- Ich habe gelernt, wieder zu lachen und mein Leben zu leben.
- Ich habe ganz wertvolle Menschen kennen- und schätzen gelernt, die mir unter normalen Umständen nie begegnet wären.
- Ich habe festgestellt, dass gemeinsam alles viel leichter zu ertragen ist.

(Mutter von Sven)

Teil 2

Berichte von betroffenen Eltern

Als die Blätter am Kirschbaum mit Johannes sprachen

Johannes war 16 Jahre alt. Es gab schon immer viele Sorgen und Probleme mit ihm – er hatte ADHS, Asthma bronchiale und Legasthenie. Doch er wurde immer schwieriger. Was war nur los mit ihm? Manchmal sprach er wirres Zeug, zum Beispiel zeigte er auf unseren Kirschbaum im Garten und wollte mir weismachen, dass die Blätter mit ihm sprachen und die Vögel sich mit Worten unterhielten.

Er wurde für uns immer mehr zu einem Rätsel. Eines Tages las ich auf einem Formular, dass er als Adresse „Heidelberg“ angab mit der damals richtigen Postleitzahl 6900. Wir wohnten aber doch auf einem Dorf in der Eifel! Wie kam er nur auf diese Idee? Ich sprach mit ihm, doch er wich aus – wurde aggressiv. Ich sollte ihn in Ruhe lassen.

Ein späteres ruhiges Gespräch konnte ihn bewegen, zu einem Neurologen zu gehen. Außer einem verlangsamten EEG gab es organisch keinen krankhaften Befund. Auffällig war jedoch, wie auch sonst, seine starke Hyperaktivität.

Unsere Gedanken kreisten nur noch um dieses Kind. Konnte es vielleicht sein, dass er Drogen nahm? Ich durchsuchte sein Zimmer und seine Taschen. Mein Herz raste, als ich in seinem Geldbeutel braunes Pulver fand. Mutig sprach ich ihn darauf an und er beteuerte, dies sei Blütenstaub, er wolle mir damit zum Muttertag ein Duftlämpchen basteln. Doch wir waren misstrauisch, und mein Mann sagte ihm, dass er den „Blütenstaub“ bei der Polizei prüfen lassen wolle.

Daraufhin verschwand Johannes. Als mein Mann von der Polizei zurückkam, wussten wir auch weshalb. Bei dem braunen Pulver handelte es sich um Heroin. Wir suchten unseren Sohn die ganze Nacht. Bei seiner Praktikumsstelle war er ebenfalls nicht erschienen. Erst nach einer guten Woche meldete er sich, und wir holten ihn nach Hause. Johannes hatte gute Vorsätze – und wir Hoffnung auf einen Neubeginn.

Doch es folgten fast nur Jahre des Schreckens. Zwischenzeitlich gab es mal kurze Zeiten, die wunderschön waren und uns hoffen ließen. Irgendwann jedoch konnte und wollte Johannes so nicht mehr weiterleben. Es folgte ein Suizidversuch nach dem anderen. Er war erst 27 Jahre, als er tot in seiner Wohnung aufgefunden wurde.

Was wir – mein Mann, unsere Tochter und ich – in all den Jahren mitgemacht haben, war fürchterlich. Hilfe suchten wir im Elternkreis. Ich vergesse nie den ersten Elternabend, den wir nach vorherigem telefonischen Gespräch aufsuchten. Dort saßen unter den Teilnehmern zwei Ehepaare, die ich gut kannte. Sie sahen mein überraschtes Gesicht und begrüßten

meinen Mann und mich freundlich mit den Worten: „Ja, Sie sind nicht alleine – auch wir haben diese Sorgen.“

Meinem Mann haben diese Abende nichts gebracht. So ging ich alleine dort hin. Hier konnte ich erzählen, durfte weinen, konnte mir meinen Kummer von der Seele reden und wurde verstanden. Zu Hause hatte ich niemanden. Aber ich wollte auch nicht reden, ich versteckte mich. Ich war so voller Schuldgefühle. Ab und zu kam an den Abenden eine Psychologin, die den Eltern Hilfestellung gab im Umgang mit ihren suchtkranken Kindern und versuchte, ihnen etwas von ihrer Schuldenlast zu nehmen. Besonders diese Gespräche taten gut.

Ich lernte, loszulassen – nicht fallenzulassen. Ich lernte, meinem Sohn die Verantwortung für sein Leben selbst zu geben. Und was für mich ganz wichtig war, ich versteckte mich nicht mehr so sehr. Wenn jemand nach Johannes fragte, sagte ich mutig: „Es gibt große Probleme, aber ich möchte nicht darüber reden.“ Es entstanden durch den Elternkreis neue freundschaftliche Beziehungen. Wenn meine Not groß war, hatte ich liebe Menschen, denen ich mich anvertrauen konnte.

Vor einigen Jahren habe ich dann mit Unterstützung von zwei anderen Müttern die Leitung des Elternkreises übernommen. Anfangs hat Johannes mich deswegen ausgelacht, später jedoch, als sein Leiden (und auch unseres) unermesslich groß war, bat er mich, diese Arbeit fortzusetzen. Die erste Zeit nach seinem Tod war mir dies sehr schlimm, und ich wollte aufhören. Doch mit Unterstützung der beiden anderen Mütter habe ich diese Zeit überwunden. Heute engagiere ich mich sehr für den Elternkreis und freue mich, wenn ich Eltern eine Hilfe und Stütze sein darf.

(Mutter von Johannes)

„Meine Freunde sind jetzt meine Familie“

Unser Ludwig war schon immer ein lebhaftes Kind. Alles wurde ausprobiert, Grenzen gab es wenige. In der Gruppe unter Freunden war Ludwig nie sehr beliebt. Er wollte oftmals seinen Willen durchsetzen, war rücksichtslos und konnte sich schlecht einordnen. Deshalb hatte er nie viele und lange Freundschaften. Als er in die Pubertät kam, sagte ich zu meinem Mann: „Ich bin besorgt: Ich glaube, unser Ludwig wird Drogen ausprobieren und mit ihnen experimentieren.“

Als Ludwig 14 war, wurde er noch verhaltensauffälliger als früher. Zu Hause hielt er sich kaum an Regeln, hielt keine Vereinbarungen ein, kam und ging wann er wollte, nahm nicht mehr an den gemeinsamen Mahlzeiten teil. Unser Sohn teilte uns mit, dass jetzt seine Freunde seine Familie seien. Mit ihnen könne er über alles reden: „Sie verstehen mich, ihr nicht.“ Das Familienleben war aus den Fugen geraten. Streit, Sorgen, Wut und Trauer – warum bei uns? Mein Mann und ich erkannten: Das schaffen wir nicht alleine. Zögernd und zunächst voller Scham wandten wir uns an das Jugendamt. Dort wurde uns Verständnis für unsere Situation entgegengebracht. Man gab uns nicht das Gefühl, alles falsch gemacht und als Eltern versagt zu haben. Das hat uns sehr geholfen in dieser schwierigen Zeit. Über sieben Jahre lang war uns das Jugendamt ein guter Partner.

Durch ein persönliches Gespräch mit einer anderen betroffenen Mutter erfuhren wir von einem Elternkreis. Ich zögerte nicht lange und nahm Kontakt auf. Viele Gedanken gingen mir durch den Kopf: „Ein Elternkreis – was ist das? Sind da Leute, die ich kenne? Kostet es was? Muss ich da auch was für tun?“ Ich wurde sehr herzlich aufgenommen und konnte alle meine Ängste fallen lassen. Beim Austausch mit anderen betroffenen Eltern hatte ich zum erst Mal das Gefühl, verstanden zu werden. Es gab keine Verpflichtungen für mich, und ich wurde auch als erstes über die Anonymität in dieser Gruppe informiert.

Ludwig kam in eine Therapie, die er nach einigen Rückschlägen erfolgreich beendete. Doch es dauerte nicht allzu lange, da fing unser Sohn nach einer persönlichen Enttäuschung wieder an, Drogen zu nehmen. Wir versuchten nach und nach mehr Abstand zu Ludwig zu gewinnen. Er wohnte mittlerweile auch 200 Kilometer von uns entfernt. Diesen Schritt der Distanzierung zu gehen, wäre uns ohne den Elternkreis niemals gelungen. Wir lernten, dass Ludwig für sich selbst verantwortlich ist und dass es seine Entscheidung ist, wie er sein Leben gestaltet. Ich habe bei einem Seminar einen schönen Satz mitgenommen: „Ich bin, wenn du möchtest, immer dein Berater!“ Wir versuchen, unserem Sohn dieses Gefühl zu geben. Und je mehr wir uns nach diesem Motto verhalten haben, umso besser wurde unsere Beziehung.

(Mutter von Ludwig)

Sascha in Panik vor der Mafia

Es war Sonntagmorgen. Mein Sohn kam aufgeregt die Treppen heruntergelaufen und rief: „Ich muss die Polizei rufen, hier im Haus stimmt was nicht!“

Er redete wirres Zeug, irgendwas von Mafia und über ein Gerät in seinem Kopf, das man ihm eingesetzt hat. Mein erster Gedanke war: Er hat wieder Drogen genommen, obwohl er doch schon seit einiger Zeit „clean“ war. Doch dann wurde es immer schlimmer: Sascha hatte einen gehetzten und angstvollen Blick. Er lief nervös auf und ab, und wollte immer wieder die Polizei anrufen, was er dann schließlich auch tat ...

Er erzählte immer, dass er von organisierten Verbrechern manipuliert würde und dass alles, was er tue, nicht er steuere, sondern die Mafia. Ich packte ihn mir und fuhr ihn ins nächste Krankenhaus. Aber dort wollte man ihn nicht aufnehmen. Ein Arzt sagte mir: „Ihr Sohn steht unter Drogen, dafür sind wir hier nicht zuständig.“

Ich fasste mir ein Herz und fuhr mit Sascha in die Landesklinik. Da wollte man ihn erst auch nicht aufnehmen, da er nicht freiwillig dort bleiben wollte. Aber ich sagte dem zuständigen Arzt: „Es tut mir leid, aber ich kann und werde die Verantwortung nicht übernehmen, meinen Sohn wieder mit nach Hause zu nehmen.“ Nachdem ich dann fast zwei Stunden mit dem Oberarzt geredet hatte, wurde Sascha stationär aufgenommen.

Das Resultat: Nach einigen Tagen habe ich von den Klinikärzten erfahren, dass mein Sohn keine Drogen genommen hatte, sondern er eine Psychose hatte. Von nun an begann wieder eine sehr schlimme Zeit, denn die Diagnose lautete: drogeninduzierte Psychose.

(Mutter von Sascha)

„Es gibt Tage, an denen kann man mit Hans reden“

Unsere Geschichte mit Hans begann wie bei vielen Kindern – ganz normal. Er hatte die Realschule besucht und mit der Mittleren Reife abgeschlossen. Es folgte eine Lehre als Groß- und Außenhandelskaufmann, die er auch beendete.

Danach wurde er zur Bundeswehr eingezogen und erhielt im Anschluss von seiner Firma einen Arbeitsvertrag. Ein Jahr später beschloss Hans die Fachhochschulreife nachzuholen. Er war 23, als er kündigte. Die Arbeit hatte ihm seit einiger Zeit nicht mehr so gut gefallen – und er wollte noch ein paar Wochen „seine Freizeit genießen, bevor der Schulstress losgeht“.

In der Schule gab es von Anfang an Probleme: Er stand nie rechtzeitig auf und kam immer zu spät, obwohl er pünktlich sein wollte. Wir konnten seine Haltung nicht verstehen.

Was wir zu dieser Zeit noch nicht wussten, war, dass er schon intensiv Cannabis nahm und deshalb auch Probleme hatte, sich einzufügen. Er bekam immer wieder Streit mit Lehrern und Mitschülern. Es ging dann relativ schnell, dass er von der Schule flog – was natürlich nicht seine Schuld war, wie er meinte. Dann war er plötzlich daheim – keine Arbeit mehr und auch keine Schule.

Nun endlich merkten wir, dass Hans Drogen nahm. Die Welt, die wir uns aufgebaut hatten, stürzte ein. Nach einer Zeit der Fassungslosigkeit und Schuldzuweisungen ging ich zur Drogenberatungsstelle. Dort beruhigte mich der Drogenberater: „Wenn er Haschisch raucht, ist das alles nicht so schlimm. Nehmen sie es nicht so wichtig, und lassen sie Ihren Sohn los. Er ist alt genug, sein Problem selbst in den Griff zu bekommen.“

Doch waren die ersten Anzeichen einer Veränderung zu spüren. Hans war schnell aggressiv, wenn ihm was nicht passte, und man konnte nicht mit ihm reden. Dann merkte er selbst, dass irgendetwas mit ihm nicht in Ordnung war. Einem Neurologen schilderte er seine Probleme. Der gab ihm den guten Rat, mit den Drogen aufzuhören, was Hans aber nicht befolgte.

Mittlerweile probierte unser Sohn zum zweiten Mal, die Fachhochschulreife zu erlangen und ging dazu in eine andere Stadt, worüber wir sehr froh waren. Es war eine Erleichterung für die ganze Familie, auch für seine Geschwister, die doch erheblich unter den täglichen Spannungen litten. Es ging einige Wochen gut – vielleicht haben wir auch nicht alles mitbekommen. Wir waren ja froh darüber, dass daheim Ruhe eingekehrt war. Bis er eines Abends vor der Tür stand und total durch den Wind war. Er war sehr unruhig erzählte unmögliche Sachen, konnte nicht schlafen, schrie und weinte abwechselnd, und wir wussten nicht, was wir mit ihm anfangen sollten. Ich redete die halbe Nacht mit ihm, versuchte mit ihm Yoga-Übungen zu machen, um ihn zum

Schlafen zu bringen – aber es half alles nichts.

Am nächsten Morgen überredeten wir ihn zum Arzt zu gehen. Zuerst gingen wir zu unserem Hausarzt, der die Geschichte unseres Sohnes schon ein wenig kannte. Er telefonierte mit der psychiatrischen Klinik und sagte uns, dass Hilfe nur möglich wäre, wenn unser Sohn in der geschlossenen Abteilung der Psychiatrie untergebracht werde. Wir fanden diese Tatsache ganz furchtbar und wollten das Hans nicht antun. Unser Hausarzt empfahl uns dann eine Neurologin. Als wir dort ankamen, waren an der Rezeption zwei Mädchen, die unser Sohn kannte. Er wollte gleich wieder gehen. Mit gutem Zureden entschloss er sich doch, zu dieser Ärztin zu gehen. Sie verschrieb ihm Tabletten und riet ihm auch, er solle mit den Drogen aufhören.

Die Zeit mit ihm zu Hause, die dann folgte, war für unsere ganze Familie schlimm. Seine zwei Geschwister verließen das Elternhaus, weil es ständig Streit gab. Unsere Tochter ging zu einem Sozialen Jahr in eine andere Stadt, und unser Sohn zog zu seiner Freundin. Mein Mann wollte nicht begreifen, dass Hans eine Psychose hat, sondern bezeichnete ihn immer wieder als faul, frech und sogar als „Verbrecher“!

Hans konnte zwar dank der Tabletten wieder einigermaßen schlafen, aber er blieb weiterhin schwierig, aggressiv und unruhig. Er versuchte, auch keine Drogen zu nehmen, was ihm mehr oder weniger gelang, aber auch schwer für ihn war. Wir warteten darauf, dass die Tabletten ein Wunder vollbringen würden. Er besuchte auf meine Anregung endlich auch eine Drogenberatung und bekam dort eine sehr nette und gute junge Drogenberaterin, mit der er sich verstand und die auch das Problem richtig erkannte. Sie schlug ihm vor, eine Therapie in einer Fachklinik zu machen, in der man Erfahrungen mit der Doppeldiagnose hatte.

Die Kostenzusage wurde bei der BFA beantragt. Und wir hofften wieder. Aber es vergingen Monate ohne Bescheid. Nach hartnäckigem Nachfragen stellten die Sachbearbeiter fest, dass der Antrag in die falsche Abteilung gelaufen und dort liegen geblieben war. Seine Drogenberaterin begleitete ihn immer noch und war der Meinung, dass er gute Aussichten für eine erfolgreiche Therapie habe.

Das Verhältnis von meinem Mann zu Hans blieb schwierig. Es gab schwere Auseinandersetzungen, und trotzdem wohnte unser Sohn daheim. Wir hofften mit der Therapie würde alles gut.

Dann endlich, nach fast einem Jahr kam die Therapiezusage – an eine Klinik für Alkoholiker! Wir legten Einspruch gegen die Zuweisung dieser Therapie ein und es dauerte wieder ein paar Monate. Unglücklicherweise kündigte die Drogenberaterin zu diesem Zeitpunkt. Sie hatte eine bessere

Stelle gefunden. Es fand sich niemand, der sich so gut mit unserem Sohn verstand und zu dem er Vertrauen hatte. Dann kam eine neue Zusage in eine Klinik für Psychosomatik. Wir dachten: Jetzt ist uns alles egal: Er muss auf jeden Fall in eine Therapie.

Im März 1996, fast zwei Jahre nach Ausbruch der Psychose, brachten wir ihn an einem Dienstag in seine Therapie und hofften, dass er dort nun für eine Weile gut aufgehoben wäre. Leider war es nicht so: Am darauffolgenden Sonntag war Hans aus der Klinik verschwunden und gegen Abend war er wieder bei uns daheim. Sein Zustand war schlimm. Er war nicht ansprechbar und wusste nicht, wie er heimgekommen war. Ein Häuflein Elend saß da vor uns.

Am nächsten Tag ging ich mit ihm zu seinem Arzt. Es folgte die Einweisung in die Psychiatrie. Ich fuhr direkt vom Arzt dorthin. Hans wusste nicht, wohin ich ihn brachte, hatte aber unterschrieben, dass er damit einverstanden sei. Es folgte Aufnahme, Untersuchung und Unterbringung, nun doch in die geschlossene Abteilung der Psychiatrie.

Schwer kranke Menschen, viele Betten in einem Zimmer und viel Unruhe erwarteten ihn auf dieser Station. Wir wussten aber keine andere Möglichkeit mehr. Behandelt wurde er mit vielen Medikamenten. Es gab auch Gespräche, aber das Problem Drogen wurde in der Psychiatrie nicht beachtet. Die Ärztin sagte uns, wenn eine Psychose ausgebrochen sei, sei es egal, was diese hervorgerufen habe, auf jeden Fall müsse die Psychose vorrangig behandelt werden.

Trotz all der Missstände ging es Hans langsam besser. Er konnte nach einiger Zeit die geschlossene Abteilung verlassen und kam in die offene Abteilung. Danach in eine teilweise selbst bestimmende und sich versorgende Wohngruppe innerhalb der Klinik.

Er trieb wieder Sport und machte sogar von der Psychiatrie aus ein Praktikum bei einem Rechtsanwalt. Dann wurde gemeinsam mit dem Arbeitsamt überlegt, wie es nach dem Klinikaufenthalt weitergehen könnte. Es wurde daran gedacht, ihn in eine Einrichtung zu schicken, in der man verschiedene Berufe erlernen kann. Das Arbeitsamt entschied, ihn in eine Übungsfirma in unserer Stadt zu schicken – zur Wiedereingliederung in seinen alten Beruf. Das bedeutete aber, dass er wieder bei uns leben musste.

Als er aus der Psychiatrie entlassen wurde, sagte man zu uns, dass sie selten einen Patienten gehabt hätten, dem es so gut gehe wie ihm. Wir freuten uns und waren voller guter Hoffnung. Nun hatten wir ihn wieder daheim, und er ging auch jeden Tag zu der Übungsfirma. Dort lernte er sogar ein nettes Mädchen kennen – er selbst und auch wir waren ganz

zuversichtlich, dass es nun aufwärts gehen würde.

Nach einem halben Jahr war die Wiedereingliederungsphase beendet und Hans fand keinen Job. Es gab keinerlei Hilfe oder Begleitung, er wusste nicht, was er tun sollte. Die Drogen spielten für ihn keine wichtige Rolle mehr. Er hatte gemerkt, dass sie ihm nicht guttaten. Die Sucht war aber trotzdem noch da, und die Erinnerung an die Zeit fand er toll. Dort war die Welt seiner Meinung nach noch in Ordnung. Die Ursache seiner Krankheit wollte er nicht annehmen. Er hatte sie ausgeblendet.

Die Probleme daheim waren nach wie vor groß. Wir hatten einen Bauernhof und genug Arbeit. Hans wollte sich nicht einfügen, geschweige denn bei uns mithelfen. Mein Mann konnte das nicht verstehen und wertete unseren Sohn ab oder schrie mit ihm herum. Wir waren wieder hilflos und ohnmächtig. Warum half ihm denn niemand?

Über eine Freundin kam ich zum Elternkreis und konnte dort ohne Scham über all meine Sorgen reden. Von einer Mutter, deren Sohn auch an einer Doppeldiagnose erkrankt war erfuhr ich viel und konnte mich mit der Erkrankung auseinandersetzen. Ich wusste zwar, dass es Hilfsmöglichkeiten gibt und auch die Behandlung individuell sein sollte, aber was kann man machen, wenn vor Ort diese Erkenntnisse noch nicht bekannt sind.

Hans suchte sich dann Jobs, die er nie lange durchhielt. In einem Getränkemarkt, bei einer Umzugsfirma, bei einer Spedition. Einmal hatte er einen Job bei einer Leihfirma: Computer installieren, das machte ihm viel Spaß, aber nach ein paar Wochen war der Einsatz vorbei und man gab ihm dann eine Aufgabe, der er nicht gewachsen war. Also verlor er auch diese Stelle. Unser Sohn versuchte, beim Arbeitsamt eine Umschulung zu bekommen. Weil er bereits eine Arbeitsfördermaßnahme bekommen hatte, lehnte man dort aber ab. Jedes Mal, wenn ein Arbeitsverhältnis beendet wurde, gab ihm das Arbeitsamt Mitschuld und strich ihm für einige Zeit das Arbeitslosengeld.

Wir waren immer wieder die Auffangstelle, wenn er nicht wusste, wie es weitergehen sollte. Es folgten viele Niederlagen. Hans konnte sich nirgends einfügen. Vom Arbeitsamt wurde er dann nach längerer Zeit zur Wiedereingliederung in eine soziale Einrichtung für Arbeitslose geschickt. Das ging einige Monate gut, aber dann hatte er auch dort Probleme im Umgang mit Vorgesetzten und Kollegen.

Zwischenzeitlich war unser Sohn 29 Jahre alt geworden. Zum Glück hatte er eine eigene Wohnung gefunden, und wir hatten ein wenig Abstand. Wenn wir nichts von ihm hörten, konnten wir davon ausgehen, dass es ihm einigermaßen gut ging. Oft genug kam er heim, weil er jemanden brauchte, dem er seine Probleme berichten konnte und weil er nichts

mehr zu essen hatte.

Gemeinsam mit seinem Neurologen und dem Arbeitsamt plante man einen neuen Start in einer Berufsfindungswerkstätte, um ihn in seinem alten Beruf wiedereingliedern zu können. Nach viermonatiger Berufsfindung kam man zu dem Ergebnis, dass es für ihn wenige Möglichkeiten gibt und schlug vor, ihn wieder zum Training in eine Übungsfirma zu schicken. Diese Maßnahme war für das folgende Schuljahr geplant, aber die Bewilligung blieb aus. Angeblich war kein Geld dafür da.

Die letzte Förderung, die das Arbeitsamt ihm anbot, war in einer Werkstatt für Behinderte zu arbeiten. Dort sind wirklich auch stark behinderte Menschen. Die Umgebung und die Bedingungen waren schwierig. Mit vielen Menschen zusammen in einem Raum, den ganzen Tag Bauteile zusammenstecken, und dazu lief noch ununterbrochen das Radio. Es folgte ein Rückfall in die Psychose! Seitdem wird mein Sohn nicht mehr vom Arbeitsamt gefördert. Er soll einen Rentenanspruch stellen, ist die Empfehlung.

Hans ist heute 37 Jahre alt. Er wohnt in einer WG, in der es auch immer wieder Konflikte gibt. Nur mit einem gewissen Abstand kann ich mit ihm zurechtkommen. Er geht mehr oder weniger regelmäßig zum gleichen Arzt, bekommt dort seine Tabletten ohne große Überprüfung. Ich weiß nicht, ob er überhaupt noch in die heutige Gesellschaft und Arbeitswelt wiedereinzugliedern ist. Seine Zukunft ist ungewiss, und er hat eigentlich niemandem mehr, dem er traut, manchmal noch nicht einmal mir ... und doch träumt er immer noch davon, Arbeit zu bekommen und so zu sein wie jeder andere.

Er hat gute Tage, an denen man mit ihm reden und umgehen kann. Und er hat schlechte Tage, an denen ich sein Prellbock bin. Ich muss mir dann Schuldzuweisungen und schwere Vorwürfe anhören, weil ich ihn in die Psychiatrie gebracht habe, Er kann mir das nicht verzeihen ... Aber er weiß auch, dass er mich braucht. Zum Reden, Sorgen loswerden oder zur finanziellen Unterstützung, wenn er seine Stromrechnung mal wieder nicht bezahlen kann oder kein Geld für Lebensmittel hat.

Ich habe mich damit abgefunden, dass alles so ist wie es ist. Aber manchmal hoffe ich doch noch, dass er vielleicht mit dem richtigen Medikament wenigstens soweit fit werden könnte, um einen Arbeitsplatz – vielleicht am Computer – zu bekommen. Mit dem kommt er einigermaßen zurecht.

Ich habe mich oft gefragt, warum bei unserem Sohn so viel schiefgelaufen ist. Was wäre wohl aus ihm geworden, wenn er gleich beim ersten Mal in die richtige Therapie gekommen wäre? Aber auf diese Frage gibt es keine Antwort mehr. Trotz allem gehören diese Erlebnisse zu meinem Leben. Viele Erfahrungen haben mich in meiner Lebensentwicklung wei-

tergebracht und mir den Sinn für das wirklich Wichtige im Leben gezeigt. Und dafür bin ich dankbar.

(Mutter von Hans)

Diagnosen brauche ich heute nicht mehr

Persönliche Vorbemerkung

Ich habe eine Tochter mit einer Doppeldiagnose. Wenn ich hier darüber berichte, geschieht dies aus ganz persönlicher Sichtweise. Ich möchte nicht als Beispiel – im Sinne von Vorbild – dienen, wie mit der Problematik umzugehen ist.

Frühe Erfahrungen

In meiner Familie gab es schon psychische Erkrankungen. Ich wusste also, wie sich so etwas äußern kann. Deshalb kann ich auch sicher behaupten, dass meine Tochter in dieser Beziehung unauffällig war.

Etwa 1996 begann meine Tochter Drogen zu konsumieren, da war sie 13 Jahre alt. Ich hatte keine Ahnung davon, wie auch von der Drogenproblematik insgesamt. Die Veränderungen in ihrem Verhalten waren für mich mit der Pubertät und den bekannten Familienproblemen zu erklären.

Meine Tochter war 14 Jahre alt, als sie zum ersten Mal Symptome wie Verfolgungswahn zeigte. Mein Verdacht ging demnach in Richtung „Psychose“: Ich rief einen Neurologen und schilderte die Situation. Dieser versicherte mir nach kurzem Blick auf mein Kind, dass sie keine Schizophrenie habe, sie nehme nur Drogen. Das war zwar ein großer Schock für mich, aber gleichzeitig auch eine Beruhigung. Der Feind war erkannt und konnte bekämpft werden.

Ich dachte, ich schaffe es allein

Derselbe Arzt stellte dann einen Krankenschein zur Schulbefreiung aus – Diagnose: „Entwicklungsbedingte Krise“ (oder so ähnlich). Ich stelle einen Antrag auf Hilfe zur Erziehung – anfangs zur Absicherung gegenüber den Behörden und weniger, weil ich glaubte, Hilfe zu brauchen. Ich dachte, ich schaffe es allein.

Von Anfang an wurde die Drogenproblematik von mir angesprochen. Die Institutionen, die wir aufsuchten, erlebte ich damals zwar als hilfsbereit aber überhaupt nicht als kompetent. Heute weiß ich, dass sie in der Situ-

ation genauso hilflos waren wie ich. Meine Tochter hatte keine Einsicht in ihre Probleme, sie war überhaupt nicht bereit, sich helfen zu lassen und schon gar nicht nach unseren Vorstellungen. Sie wollte mit einem ebenfalls drogenabhängigen jungen Mann zusammenleben. Das Jugendamt half mit einem Heimplatz, um die familiäre Situation zu entspannen – mein Kind war nur eine Nacht dort.

Das Jugendamt gab ihr einen Platz in einer betreuten Wohngemeinschaft, um dort in Ruhe ihre Drogenprobleme angehen zu können. Auch hier zeigte sie schon in Episoden psychotisches Verhalten. Dieses wurde dann mit dem Konsum von Drogen wie LSD erklärt. Die Hilfe-Maßnahmen wurden wegen mangelnder Motivation meiner Tochter eingestellt – und sie zog immer wieder zu mir bzw. wurde in meinen Haushalt entlassen.

Die Betreuung wurde – anders als erwartet – immer weniger statt mehr, und doch hatte ich nicht genug Selbstbewusstsein und auch keine Informationen darüber, wie ich meine Interessen durchsetzen sollte. Anders gesagt: Ich hatte keine Ahnung, wie „richtiges“ Handeln aussehen könnte.

So empfahl mir das Jugendamt eine Erziehungsberatung. Diese konnte jedoch mit der Drogenproblematik nichts anfangen und schickte mich in die nächste Stadt zur Suchtberatung. Diese wollte meinem Kind gern helfen, betrachtete sich aber nicht als zuständig und schickten mich in die Erziehungsberatung.

Die Belastungen im Zusammenleben nahmen zu – ich brauche hier nicht zu beschreiben, wie das mit einem Drogenkonsumenten in der Wohnung zugeht, auch wenn meine Tochter wenig zu Hause war. Flucht war für mich die einzige Möglichkeit, der Situation zu entkommen: Ich zog um! Meine Tochter kam mit – sie hatte auch keine andere Wahl. Auf der Straße wollte sie nicht leben und auch in der Clique und mit dem Freund gab es Probleme. Ihr zunehmend auffälliges Verhalten war auch für die anderen schwer zu ertragen.

Meine Tochter probierte weitere Drogen, erlebte die typische Karriere einer Abhängigen, und ich folgte ihr oder verfolgte sie – typisch co-abhängig – über einen Zeitraum von etwa zwei Jahren. Mit meiner Angst, dass der Drogenkonsum zu einer Erkrankung führen könnte, fühlte ich mich sehr allein. Ich habe diesen Verdacht auch nicht mehr geäußert, weil mich niemand gefragt hat und ich der Aussage von Fachleuten vertraute. Das Verhältnis zu meiner Tochter wurde denkbar schlecht; ich konnte sie überhaupt nicht mehr leiden. Nur weil ich die Situation unerträglich fand, suchte ich für mich Hilfe.

Ich glaubte, bei der Rettung meines Kindes versagt zu haben

In dieser Zeit begegnete ich anderen Eltern von drogenabhängigen Kindern – in einer Selbsthilfegruppe „Elternkreis“. Das brachte für mich die

Wende! Im Austausch mit anderen betroffenen Eltern lernte ich, mich vom Drogenverhalten meines Kindes abzugrenzen. Allerdings war auch im Elternkreis der Schwerpunkt auf die Drogen gerichtet.

Durch die regelmäßige Teilnahme im Elternkreis erlangte ich neues Selbstbewusstsein und entdeckte Möglichkeiten, selbstbestimmt zu handeln. 1999 kam es durch eine Notaufnahme zu einem ersten Aufenthalt in der Psychiatrie für meine Tochter. Nach acht Tagen lief sie weg und wurde entlassen, der Suchtdruck war zu stark. Ihre Diagnose lautete nun „gestörte Persönlichkeitsentwicklung mit Missbrauch von Drogen“. Diese Klinik hat mir sehr geholfen. Sie hat das Bild, das ich von der DDR-Psychiatrie hatte, positiv revidiert.

Für meine Tochter kam die Wende durch eine Hausdurchsuchung in unserer Wohnung. Sie fühlte sich sowieso schon verfolgt und war durch diesen Vorfall völlig aus der Bahn geworfen. Es ging ihr so schlecht, dass sie mich um Hilfe bat. Ich wusste inzwischen, wer ihr helfen konnte. Meine Tochter rief selbst eine Entzugsklinik an. Dort wurde sie auf eine Warteliste gesetzt; erst nachdem ich die Mitarbeiter der Klinik telefonisch auf das heftigste genervt habe, wurde meine Tochter sofort aufgenommen. Am nächsten Tag hatten wir eine neue Diagnose: „Drogeninduzierte Psychose bei familiärer Vorbelastung“. In dieser Klinik blieb meine Tochter ein halbes Jahr. Sie wurde auf Medikamente eingestellt und dann zu mir entlassen.

Die Situation war für mich nun völlig anders

Meine Tochter, von der ich mich gefühlsmäßig distanziert hatte, auch um mich zu schützen, suchte intensiv meine Nähe, es war, als hätte ich wieder ein sehr anhängliches Kleinkind zu Hause. Diese Zeit war aber auch mit großen Hoffnungen verbunden, sie nahm statt Drogen Medikamente. Sie würde wieder gesund werden. Es brauchte nur Geduld und Hilfe.

Es fällt mir schwer, über die nächsten zwei Jahre zu berichten. Ich lebte irgendwie mit vier Menschen in einer Person zusammen: Die eine war ein Kleinkind, das Liebe suchte und am liebsten wieder in meinen Bauch kriechen wollte. Die andere eine Jugendliche, die versuchte, nun endlich erwachsen zu werden. Die dritte war das „kleine Monster“, welches immer wieder Drogen konsumierte. Die vierte ein junges Mädchen, das physisch und psychisch immer mehr verfiel.

Auf jeden Rückfall folgte dann psychotisches Verhalten, das immer schwerer zu ertragen war – für uns beide. So hatte meine Tochter Wahnvorstellungen, die mit großen Ängsten verbunden waren. Ich wurde von ihr beschuldigt, mit für mich nicht sichtbaren Personen, die sich angeblich in unserer Wohnung aufhielten, zu kooperieren.

Bei jedem Wechsel in ihrer Befindlichkeit versuchte ich mich umzustellen und angemessen zu reagieren. Mit dem Reagieren kam ich kaum noch hinterher, alle gut gemeinten Hilfen liefen ins Leere. In dieser Zeit wurde sie volljährig. Ich hatte ihr und auch den anderen Helfern – rechtlich gesehen – nichts mehr zu sagen, wurde aber immer mit dazu gerufen, wenn ich gebraucht wurde. Zum Beispiel, wenn sie entlassen oder weggelaufen war oder wenn sie in Schwierigkeiten steckte.

Ich hatte immer da zu sein: Tag oder Nacht, geplant und überraschend, als Mutter, Krankenschwester, Aufseher, Sozialarbeiter und war dazu noch an allem Schuld. Außerdem war ich auch noch beruflich tätig.

Hilfesysteme arbeiteten nebeneinander statt miteinander

Es gab viele Hilfen auch außerhalb der Familie für meine Tochter. Die meisten hatte ich ja selbst organisiert. So war bald ein ganzes Hilfesystem um Sie aufgebaut, die aber alle nebeneinander arbeiteten statt miteinander. Zu einer Therapie war sie nicht bereit, ein Versuch scheiterte nach wenigen Tagen.

Ich war am Ende und wollte mit diesem Kind nichts mehr zu tun haben. Aber ich hatte auch noch eine Verantwortung – war ich doch der einzige Mensch, der noch irgendwie für sie da war, zu dem sie immer wieder kam. Die Situation hatte sich für mich so zugespitzt, dass ich dachte, es gehe um Leben und Tod – und zwar für uns beide. Aber so weit musste es erst kommen, damit ich wieder in der Lage war, Entscheidungen zu treffen. Ich hatte keine Kraft mehr, um mit ihr zusammen zu sein. Ich wollte sie zwingen, sich behandeln zu lassen. Ich musste aber die Sicherheit haben, dass sie irgendwie aufgefangen würde.

Ich habe ein Netz geknüpft und meine Tochter hineingeschubst

Ich beantragte bei der Betreuungsbehörde eine richterliche Betreuung. So oft es ging rief ich einen Rettungsdienst an, um Beweise für den Zustand meiner Tochter zu haben. Den Richter konnte ich überzeugen, sich meine Tochter in ihrem Zimmer anzusehen, woraufhin er den Antrag sofort bewilligte. Der Betreuer setzte auch sehr schnell eine Einweisung und einen Behandlungsbeginn durch. Das war genau das, was ich monatelang versucht hatte. Zu meiner Verwunderung schaffte er es in wenigen Tagen.

Ich kam mir oft wie eine hysterische Mutter vor, wenn ich die Meinung äußerte, meine Tochter sei sehr krank und brauche dringend Behandlung. Dem zuständigen Betreuer ließ ich Informationen über Doppeldiagnosen zukommen. Im Rückblick muss ich sagen: Ich habe ihn genervt und von den Maßnahmen überzeugt, die ich für richtig hielt. Ich habe mich mit ihm um die nötigen Formalitäten für eine Therapie gekümmert. Und ich war für meine Tochter immer erreichbar. Außerdem konnte ich die wirklich unangenehmen Dinge – wie Zwangseinweisungen – Menschen überlassen, die emotional nicht so gebunden waren.

Luft zum Atmen

Dadurch hatte wieder etwas Luft zum Atmen und kam zur Ruhe. Aber für meine Tochter begann die schwerste Zeit. Sie ging in den Einrichtungen ein und aus – wie durch eine Drehtür. Wir lernten in dieser Zeit verschiedene psychiatrische Einrichtungen kennen. Freiwillig oder als Notfall eingewiesen hat sie mehrere Drogenentzüge gemacht. Es gab auch neue Diagnosen, diese tendierten immer mehr in die Richtung psychische Erkrankung.

In den Suchtstationen war sie mit der Psychose nicht behandelbar oder für die anderen Klienten nicht zumutbar; in der Psychiatrie wurde sie entlassen. Oder sie riss aus, weil sie weiter Drogen nahm. So landete sie in der geschlossenen Psychiatrie. Es ging ihr dort nicht besser. Aus meiner Sicht wurde ihr dort nicht geholfen, sie wurde lediglich aufbewahrt und mit Medikamenten ruhig gestellt. Drogen konnte sie sich übrigens auch in der geschlossenen Abteilung besorgen. Sie machte mir große Vorwürfe. Ich hatte kein gutes Gefühl, aber ich sah es damals als einzige Möglichkeit, sie zu einer Behandlung zu zwingen.

Das war vor sechs Jahren. Sie hat die Therapie in einer Fachklinik für Doppeldiagnosen begonnen – mit der Motivation, aus der Klapse zu kommen. Ich war anfangs nur froh, sie untergebracht zu wissen. Trotz der positiven Dinge, die ich über die Klinik gehört hatte, war ich aber auch sehr skeptisch. Deshalb konnte ich es nicht lassen, und schaute nach, wie es ihr ging.

Später war ich in der Lage, mich aus ihren Angelegenheiten herauszuhalten. In dieser Zeit habe ich ihr immer das Gefühl gegeben, dass wir zusammengehören. Aber mir war auf Grund der Erfahrung bewusst, dass wir nicht mehr zusammen wohnen sollten, damit sie Verantwortung für sich selbst übernehmen kann. Meine Tochter durfte ein Jahr in dieser Klinik bleiben, sie hat die Therapie erfolgreich beendet. Sie wurde mit 20 Jahren entlassen, verhielt sich aber wie ein artiges Kind.

Als ich gegen Ende der Therapie einen zuständigen Therapeuten über die Perspektive meiner Tochter befragte, gab er die Frage an mich zurück. Das war für mich das erste Mal, das ich mich als Expertin wahrgenommen fühlte. Diagnosen brauche ich nicht mehr, es ist einfach nicht wichtig für mich, denn es legt die Möglichkeiten zu sehr fest. Meine Tochter kann heute sehr genau sagen, wann sie die Psychose bekommen hat – nämlich nach dem Konsum von Crystal. Sie besteht darauf, das sie nicht als behindert angesehen wird.

Wie ist es heute?

Wie ist es heute, fünf Jahre nach der Therapie? Mir geht es gut. Ich lebe mein Leben mit allen Freuden und Problemen. Meine Tochter ist ein wich-

tiger Teil davon, aber dieser Teil ist nicht mehr bestimmend. Sie lebt in eigener Wohnung – auf ihren Wunsch in meiner Nähe.

Meine Tochter besteht darauf, nicht als krank oder behindert gesehen zu werden und lehnt jede Betreuung ab. Sehr gewissenhaft nimmt sie die nötigen Medikamente und lebt clean. Da sie die Welt und besonders die Menschen anders wahrnimmt als „Normale“, bleibt alles – auch der Umgang mit ihr – etwas anstrengend.

Wir haben ein gutes Verhältnis auf der gleichberechtigten Ebene: Mutter und erwachsene Tochter. Das ist auch daran zu erkennen, dass sie mir die Erlaubnis gab, hier über unsere Angelegenheiten zu sprechen und ich sie vorher um ihre Zustimmung gebeten habe.

Entgegen mancher früheren und auch aktueller Prognosen und Ängste, gelingt ihr immer besser, ein selbstständiges und sinnerfülltes Leben zu führen. Mit großer Anstrengung hat sie den Hauptschulabschluss nachgeholt.

Fortsetzung 2011

Nach so vielen Jahren ...

denke ich kaum darüber nach. Als die Frage vor einigen Tagen an mich gestellt wurde, wie es heute ist, habe ich nachgerechnet, wie viele Jahre meine Tochter nun schon clean geblieben ist. Es sind jetzt 8 Jahre und Drogen, Psychose oder Therapie sind für meine Tochter überhaupt kein Thema mehr.

Ich konnte die nach der Therapie getroffenen Vereinbarungen weitestgehend einhalten und habe mich nur noch auf eine Rolle konzentriert: Mutter von erwachsenen Kindern.

Wie jede Mutter möchte ich wissen, wo meine „Kinder“ sind, wie es ihnen geht und biete Hilfe an, aber die Probleme meiner Kinder bestimmen mein Leben nicht mehr.

Ich habe noch mal eine Ausbildung absolviert und mich beruflich verändert. In einer stationären Jugendhilfeeinrichtung (in der es auch Klienten mit Doppeldiagnosen gibt) kann ich die Erfahrungen aus dem privaten Bereich und auch aus den Jahren in den Elternkreisen mit – meistens – professionellem Abstand gut nutzen.

Da hat sich in den letzten Jahren so viel getan. Die Angebote der Hilfen für junge Menschen und ihre Eltern sind deutlich besser. Und ich behaupte, dass wir als Eltern unseren Anteil daran haben!

Die Erinnerungen an die schweren Zeiten sind nicht vergessen, aber sie schmerzen und belasten nicht mehr. Es geht mir gut und Wünsche für die Zukunft sind ausreichend vorhanden.

*Ach ja, die Tochter. Sie hat einen mittleren Schulabschluss an der Abend-
schule nachgeholt, lebt allein und ohne Betreuung in eigenem Wohnraum.
Sie sucht aktuell einen Ausbildungsplatz und trifft ihre Entscheidungen
autonom. Sicherheit hat sie auch durch die notwendige medikamentöse
Unterstützung.*

(Mutter von Marie)

Florian und der „Wunder-Wirkstoff, den die Welt verkennt“

Seit seinem 16. Lebensjahr rauchte unser Sohn Florian regelmäßig Cannabis. Im Freundeskreis ging eine niederländische Zeitschrift namens „Hanf“ herum. Er las darin mit großem Interesse und war fasziniert. Ich ahnte Schlimmes, er war in der Pubertät und besonders hartnäckig in den Dingen, die verboten waren. Es reizte ihn sehr, eigene Erfahrungen zu machen.

Bald kannte und interessierte sich unser Sohn nur noch für die Themen Cannabis, Marihuana, Haschisch, Holland, Rauchartikel selbst erstellen. Er informierte sich theoretisch und praktisch über: Hanf und Gesundheit, Hanf als Medikament, Hanf als Schmerzmittel und Lebensmittel, Hanf als Wirkstoff und Naturstoff und war überzeugt, Hanf, sei ein „vielseitig einsetzbarer Wunder-Wirkstoff, den die Welt verkennt“.

Florian experimentierte, diskutierte fanatisch im Freundeskreis und auch mit uns. Er sagte, er fühle sich frei, total gut, zufrieden und allwissend. Mit Hanf sei alles besser. Uns fiel auf, dass er morgens kaum zu wecken war. Es machte uns sehr zu schaffen, dass unsere Warnungen und sachlichen Argumente ihre Wirkung verfehlten, ja gar nicht erst bei ihm ankamen. Seiner Meinung war Cannabis harmlos, er rauche „medizinische Mengen“. Er wirkte auf uns wie ein Wissenschaftler, der an sich selbst forscht. Im Freundeskreis bekam er viel Aufmerksamkeit. Es gefiel ihm und beflügelte ihn.

In der Technoszene kam er leicht an Rauschmittel heran, die ihm nicht nur nach durchtanzten Nächten vermeintlich wieder auf die Beine halfen. Er glaubte, Gedanken lesen zu können, und es kam zu Unterstellungen und ungeprüften Behauptungen uns gegenüber. Er bremste uns aus, machte uns sprachlos. Die Spirale ging weiter. Immer längere Erschöpfungsphasen traten auf. Er blieb schließlich oft tagelang im Bett liegen.

Rückblickend können wir heute erkennen, dass mit 18 Jahren bei unserem Sohn die psychotischen Störungen deutlich nach außen traten. Damals wussten wir es nicht einzuordnen und führten alles auf Suchtmittelkonsum zurück. Er verlor an Gewicht, die Haare lichteten sich extrem, lethargisch, antriebsarm, leer zog er sich zurück, blieb grübelnd und tatenlos auf dem Sofa, sprach mit dem Fernseher, fühlte sich beobachtet, bezog alles misstrauisch auf sich, müllte sich mehr und mehr zu. Dazu kamen Halluzinationen, bis hin zu wahnhaftem Denken und konfusem Handeln.

So wie sich unser Sohn veränderte, veränderte sich auch die Familie. Wir durchlebten eine schlimme Zeit, bis wir gefasster hinnehmen und schließlich Florian so annehmen konnten, wie er ist. Ihn ändern konnten wir nicht – nur uns selbst. Wir gerieten in schwierige Situationen und lernten aus unseren Erfahrungen.

Nach einem Zwischenfall suchten wir nacheinander zwei Drogenberatungen auf. In einer gab es das Angebot „Familiengespräche“. Das fanden wir gut, denn wir waren beteiligt. Wir hatten unterschiedliche Einstellungen, und daraus ergaben sich Verstimmungen.

Viele Gespräche führten wir mit unserem Drogenberater und lernten, mit der Zeit gelassener mit den einzelnen Problemen umzugehen. Das gab uns Halt. Wir begriffen, dass wir selbst in Co-Abhängigkeit geraten waren. Wir verstanden schließlich, wie sehr wir „verlängerter Arm“ waren und Florian Steine aus dem Weg räumten. Florian nutzte uns aus. Wir lernten langsam, uns daraus zu lösen, konsequent zu sein und auch zu fordern, bevor wir „gaben“. Dem Drogenberater ging es darum, uns zu stärken. So wurden wir aufmerksam auf unsere eigenen Grenzen.

Eine andere schwierige Situation: Mit nicht enden wollenden Disputen über Florians Phantasien fühlten wir uns eine Zeitlang von Florian regelrecht belagert und überfordert. Wenn wir versuchten, ihn zu stoppen, konnte er sehr böse werden. Wir versuchten ruhig zu bleiben. Es kostete Kraft, die uns für uns selbst fehlte.

Als ich einmal krank war und er mich besuchte, kippte seine Stimmung in Schwermut um. Ich merkte ihm die dunklen Gedanken an. Er hatte wehmütige Erinnerungen, klagte, sprach über die Trennung von seiner Freundin. Und er grübelte über die Beerdigung eines Freundes nach, der sich das Leben genommen hatte.

Ich bemühte mich, seine Gedanken umzulenken. Dann ging er wieder. Plötzlich kam es in mir hoch: Hatte er nicht vom Friedhof gesprochen, auf dem er liegen wollte? Warum habe ich ihn gehen lassen? Was hätte ich tun sollen? Hatte er etwas bei mir gesucht? Jetzt lief er draußen umher? Ich ertrag das nicht. Ich musste jetzt mit jemandem rede.

Ich wählte die Nummer der Telefonseelsorge. Ich rief hin und wieder dort an. Ein kostenloses Angebot! Rund um die Uhr besetzt! Einfach reden! Sprechen! Sortieren! Laut denken! Meinung hören, sich darauf einlassen. Am anderen Ende war jemand, der zuhören wollte, der keine Forderungen stellte, sich angemessen und verständnisvoll äußerte, der auch nichts erwartete, meinen Gedanken eine andere Richtung geben konnte. Das war gut und half mir.

Aufgrund unserer Schilderungen erfuhren wir in den Beratungen das bestimmte Symptome auf eine psychotische Entwicklung hindeuteten. Der Berater sagte, dass so etwas bei Drogenkonsumenten auftreten könne. Wir sollten es unbedingt psychiatrisch abklären. Es sei gefährlich. Wir machten uns große Sorgen und wussten es nicht einzuordnen. Wir suchten Information und Rat im Gesundheitsamt, in einer sozialpsychiatrischen Tagesstätte und in Psychoseseminaren.

Dann kam eine Situation, die zu einem Notruf führte: Ich hörte Florian spät am Abend wieder einmal mit sich selbst sprechen. Diesmal war es heftig. Er bekam harte Gesichtszüge und dann einen gehetzten Blick. Florian war so völlig anders als am Tag zuvor. „Die sind in mir drin ... , die führen meine Hand ..., das bin nicht ich. Die wollen, dass ich mein Leben abgeben soll, dann kriege ich aber ein neues!“ Das klang unglaublich. Er kam näher auf mich zu. Seine Arme hielt er vor sich und erhob sie, so als ob er etwas vertreiben wollte. Es roch etwas nach Benzin und Rauch.

Ich war gleich beunruhigt: Wehrte er sich? Man kann das nicht wirklich beschreiben ... Ich blieb äußerlich ruhig. Er blieb ganz nah vor mir stehen und schaute, als ob auf meinem Kopf etwas ungewöhnlich war. Er hob die Hand. Dann wandte er sich ab, ich war erleichtert.

Ich versuchte mich einzuschließen. Dann griff ich zum Telefon und wählte die Notrufnummer 112. Mein Sohn hatte die Kontrolle über sich verloren. Die Polizei kam für alle Beteiligten rechtzeitig. In seinem Wohnraum glimmte ein angesteckter Stofflappen, mit dem er um sich geschlagen hatte. Der Raum war voller Rauch ... Später erfuhr ich, dass er über meinem Kopf etwas Bedrohliches gesehen hatte. Er hatte mich schützen wollen.

Man brachte ihn in der Psychiatrie und konnte ihn fürs erste stabilisieren. Krankheitseinsicht hatte er jedoch nicht, wusste längst, dass man ihn nicht lange festhalten konnte. Er kehrte zurück und zog sich erneut zurück. Er nahm die Medikamente nicht weiter ein.

Wir kamen in die verschiedensten Notlagen. Es konnte Tag und Nacht passieren, dass wir unter schlimmen Druck gerieten. Wir erhielten nachts immer wieder Anrufe und wussten gar nicht, wovon Florian dann sprach. Wir hatten Ahnungen und Befürchtungen, wenn er aufgelegt hatte und es still war. Wir waren oft verzweifelt und fühlten uns ohnmächtig.

Der Arzt vom Dienst auf der Akut-Station einer Psychiatrie half uns. Wir sagten uns: Er ist besonders geschult im Umgang mit schweren psychischen Konfliktlagen, hat täglich mit Suizidalität und akuten psychotischen Störungen zu tun, muss Lösungen finden für Notaufnahmen und er muss auch Zwangseinlieferungen veranlassen. Er wird in der Lage sein, sich mit gezielten Fragen ein Bild zu machen, kann professionell reagieren und informieren. Und das war bei uns auch so. Er nahm sich die Zeit, hörte zu. Ernstgenommen zu werden, war schon sehr hilfreich. Auch wenn wir Unglaubliches schilderten und aufgeregt waren gelang es uns, mit Hilfe seiner Rückfragen eine Lösung zu finden. Die professionelle Sicht, die Erfahrung, Klarheit, Ruhe eines Fachmanns waren sehr hilfreich.

Von der Drogenberatung erhielten wir auch Informationen über Selbsthilfegruppen und Elternkreise. Im Rahmen einer „Sozio-Begleitung“ fanden

wir Erklärungen und Worte für viele Wahrnehmungen. Aber wir verstanden auch besser, dass nicht Drogen diese merkwürdigen Phänomene verursachen. Florian war krankheitsbedingt nicht mehr fähig, sich aus seinem System zu lösen, überprüfte nicht. Für ihn gab es reale Gründe, sich so zu zeigen, wie wir ihn sahen. Er hörte und erlebte sich beschimpft und immer wieder auch bedroht. Wir sahen in seinem Verhalten nun auch Reaktionen und Antworten und verzweifelte Bewältigungsversuche. Es half uns sehr im Umgang mit allem. Wir konnten besser nachvollziehen, warum die Krankheitseinsicht so schwierig für Florian war. Die Doppeldiagnose erschwert allen Betroffenen den Einblick.

Da unser Sohn fast ausschließlich den „fremden Stimmen“ gehorchte und jede Behandlung ablehnte, wollten wir herausfinden, mit welcher Haltung wir in diesem Stadium hilfreich sein könnten. Ein Experte gab zu bedenken: „In jeder Psychose gibt es lichte Momente, in denen ein Betroffener mehr wahrnimmt, als es zum Ausdruck kommt oder auch verstanden wird. Kümmern sie sich um mehr Durchsetzungskraft und eine Fremdbetreuung für ihren Sohn.“

Es sollte also möglich sein, einen Entwicklungsprozess in Gang zu bringen. Florian brauchte individuelle Unterstützung, vor allem von Dritten. Wir mussten erleben, dass es einerseits vielseitige Hilfen und auch Maßnahmen gab, Florian jedoch offensichtlich so voller Angst und störender Symptome war, dass nichts durchdrang. Die Fachleute und auch wir mussten seine ablehnende Haltung akzeptieren.

Wir schöpften weiter aus den Aktivitäten des Bundesverbandes der Elternkreise. Anlässlich der Jahreshauptversammlung wurde Projektarbeit zum Thema „Doppeldiagnose“ diskutiert und vorgestellt. Wir kamen mit neuer Hoffnung heim.

Wir verstanden jetzt soviel von Wechselwirkungen, von Sucht und Psychose-Phänomenen, dass wir erneut losgingen und suchten. Wir fanden schließlich eine auf ihn abgestimmte, motivierende Unterstützung. Aber: Ohne sein eigenes einsichtiges Zulassen oder Mittun war keine Verbesserung seines Zustands möglich. Angesichts seiner Angst vor Nähe lernten wir innerhalb der folgenden zwei Jahre, geduldig und achtsam zu werden, konnten Abstand halten, und er kam langsam auf uns zu. Florian ermutigte uns, zog sich oft aber gleich drauf wieder zurück. Aber es hatte sich etwas geändert zwischen uns.

Es gelang uns schließlich, ihn einer stationären Behandlung zuzuführen. Es war eine wirkliche Wende. Er hat dort Ärzte und Betreuer, die einen guten Zugang zu ihm fanden. Wir konnten ihn dabei hilfreich und angemessen begleiten. Wir fühlen uns entlastet und erleben beeindruckende Fortschritte. Wir sind froh, weil wir wissen: Dieser Weg ist richtig.

Fortsetzung 2011

Wie gings weiter:

Florian sollte im Wohnheim sein neues Zuhause haben. Er sollte sagen: Da ist mein Zuhause. Doch soweit war es noch nicht. Schon bald zeigte er Fluchtintendenzen. Er trank, rauchte, geriet außer sich, so dass die Mitbewohner sich vor ihm fürchteten. Er wollte entlassen werden, verlangte von mir oder seinem Vater den Schlüssel für seine alte Behausung. Wir hörten seine Beschwerden, übers Essen, er würde bestohlen und schlecht behandelt... Er sei nicht so krank, um nicht alleine wohnen zu können, er sei ein freier Mann und wäre bald wieder weg. Er hoffte dann zu hören, welche Möglichkeiten ich sähe, ihm zu helfen, hoffte auf Ermutigung, Unterstützung etc. Damit verfolgte er mich bei jeder Begegnung.

Wir wollten und sollten auf der anderen Seite klar zum Ausdruck bringen, dass wir uns von unserem Sohn keine Verantwortung mehr übertragen ließen. Wir waren nicht mehr zuständig. Ich hatte zu lernen, dass ich mich nicht mehr einbinden ließ, ihm solche Fragen nicht beantwortete. Es waren mir daher nur kurze Begegnungen möglich.

Und nun merkte ich, dass er im Wohnheim ansprechbare Betreuer um sich hatte, die sich auskannten. Mein Sohn fand, was er brauchte. Er merkte plötzlich, dass andere sich vor ihm ängstigten. Das war ihm völlig neu. Und er wollte, dass es anders wird, denn er wurde gemieden. Die Betreuer vermochten es, ihn so zu begleiten, dass gegenseitiges Verständnis wuchs.

Es verbesserte sich bis heute ganz viel. Das Wichtigste: Er ist gerne dort. Er spricht ganz selbstverständlich über Probleme, beschreibt was mit ihm los ist. Das heißt ja, er hat Worte gefunden für schier unglaubliches und unaussprechliches. Er hat sich im Innern auseinander zu setzen mit vielen hundert Stimmen und Persönlichkeiten. Er führt Beschwerden zurück und weiß, wer oder was sie auslösen.

Ich erlebte ihn früher unendlich verzögert im Antwort geben. Ich forderte ihn geduldig immer wieder auf und drang schließlich immer mehr durch. Er lernte es immer besser, sich von den inneren Verstrickungen zu lösen. Ich bekomme heute fast fließend Antworten auf Fragen und es geht hin und her.

Als ich zum ersten Mal gefragt wurde „Wie geht es dir, Mama?“ war das auch ein Anlass zur Freude. Fragen nach anderen mehrten sich, seine Schwester, die Omas und Opas ... Es dauerte, bis er einen Faden auch länger halten konnte. In seinem Kopf war es stundenweise ruhig. Ich lernte die unterschiedlichen Phasen kennen und wusste, wann Medikamente in ihrer Wirkung nachließen. Er sprach darüber. Er lernte sich immer besser kennen und teilte auch seinem Arzt vieles ganz offen mit und

es war ein Geben und Nehmen. Da ich vieles von ihm erfuhr, konnte ich mit seinem Arzt darüber sprechen. Sein Arzt war bereit von ihm soweit zu sprechen, wie er es dadurch zuließ. Für mich war das wertvoll. Ich konnte so dem Arzt ebenfalls von meinen Erfahrungen berichten. Der Arzt bekam so gute Rückmeldungen. Mein Sohn wusste, dass ich auch mit seinem Arzt sprach, soweit es mich persönlich betraf.

Es waren nicht nur gute Entwicklungen. Ich musste achtsam sein in der Wahl meiner Gesprächsthemen. Das lernte ich, wenn er er laut wurde, wenn er völlig abblockte, aggressiv und ausfällig wurde, unflätig. Dann stieg die alte Angst schnell hoch bei mir. Wir suchten dann beide voneinander Distanz. Gerade im Anfang war ich mit ihm oft nicht allein. Wenn wir uns verhakten, trat mein Partner dazwischen, dann gelang es besser, das Thema zu wechseln oder den Besuch zu beenden.

Ich machte die Erfahrung, dass Florian diese Konflikte in Gesprächen mit den Betreuern bearbeitete. Auch mein Sohn änderte seine Haltung. Sein Ziel wurde es, weniger aufbrausend sein zu können. Er wolle ruhig bleiben können. Im Vergleich zu früher erfuhr ich heute, dass sich mein Sohn bemühte, ja dass er an sich arbeitete. Ich tat es auf meiner Seite genauso und versuchte, Konflikten nur in mir wichtigen Anliegen nicht aus dem Weg zu gehen. Ich wurde immer überzeugter davon, dass ich mich gestrost mehr und mehr zurückziehen kann. Mein Sohn entwickelt einen eigenen Halt und weiß sich zu helfen. Er schätzt die Möglichkeiten, die sich ihm im Wohnheim bieten sehr. Er sieht darin heute eine Art „Ausbildung“, um wieder anzuknüpfen an frühere Fähigkeiten und, um den Umgang mit den Belastungen zu integrieren.

Ihm wird ein Acht-Stunden-Arbeitstag nicht möglich sein und vielleicht auch ein erster Arbeitsplatz nicht – wer weiß – doch er ist in gewissen Grenzen leistungsfähig und erfährt durch Ergotherapie und Werkstattarbeiten geregelte Anerkennung und Achtung. Er entdeckt neue Ressourcen – und die Gespräche mit den Betreuern und auch die Gemeinschaft mit den Mitbewohnern unterstützen, so dass eine neue, jetzt an der Realität orientierte Selbsteinschätzung wächst.

Im Wohnheim ist mein Sohn nicht isoliert und lebensfremd untergebracht. Konsum von Alkohol ist nicht gänzlich verboten, doch es gibt einen verbindlichen Rahmen und Regeln, Pflichten, Selbstverständlichkeiten, damit eines Tages an ein normales Leben angeknüpft werden kann.

Von Zeit zu Zeit fallen mir Fortschritte auf, wenn ich nach einem Besuch das Neueste noch mal Revue passieren lasse. Dann spreche ich auch darüber und, Gott sei Dank, gibt's ein paar Menschen, die mit mir durch Dick und Dünn gegangen sind und sich echt interessieren.

Ja – und wieder Loslassen und meinem Sohn zumuten, seine Dinge mit der ihm zur Seite stehenden Heimbetreuung und des gesetzlichen Betreuers selbst zu regeln. Das ist weiterhin auch meine Bringschuld. Aufpassen, dass ich nicht die Möglichkeit zu unangemessenem Andocken biete. So sehe ich das.

Ich könnte ihm natürlich Wege ersparen, ich könnte ihm Ratschläge geben, ich könnte mit Mitbringsel des täglichen Bedarfs seinen Lebensstandard etwas anheben – und ich würde strahlenden Augen sehen...

Ich weiß jedoch auch, dass immer die Trinkhalle von ihm nach Feierabend aufgesucht wird, wenn am Monatsende oder zwischendrin die Tageskasse etwas übrig lässt. Ich halte es für besser, es bleibt so lange wie möglich für ihn überschaubar. Bei traditionellen Festen und Anlässen für Geschenke versuche ich zu tun, was angemessen ist. Ich habe mir ebenfalls einen unabhängigen Begleiter gesucht, mit dem ich schwierige Fragen oder heraufziehende Ängste und Sorgen besprechen kann, so dass ich meine innere Ruhe nicht aufs Spiel setzen muß. Selbstverständlich sind der Elternkreis und die Angehörigen der Austauschgruppe Doppeldiagnose sehr wichtig für mich. Ich festige meine eigene Haltung auch, indem ich von meinen Erfahrungen weitergebe. Ich helfe damit nicht nur Eltern sondern gleichzeitig auch mir. Es gibt sehr fruchtbare Gespräche und von den unterschiedlichen Lösungsansätzen anderer zu hören ist bereichernd.

Mit der Entlastung, die seit der Zeit im Wohnheim eingetreten ist, geriet meine Tochter wieder mehr in den Foccus. Und das war dringend notwendig. Ich hatte sie in all der Jahren nicht vergessen, doch wir beide – unsere Beziehung zueinander – sind eindeutig zu kurz gekommen. Das holen wir jetzt nach, soweit es geht – das haben wir uns versprochen. In der Beziehung zu meiner Tochter gab es noch einiges aufzuarbeiten. Auch das ist auf den Weg gekommen und läuft im ruhigen Fahrwasser.

Das alles war und ist auch für meine Tochter schwierig. Die Geschwister untereinander sind auf ihrem eigenen Weg zueinander – oder auch nicht. Das bleibt abzuwarten.

Ich darf mich getrost freuen, wenn ich zwischen „gestern und heute“ blicke. Weder die Trauer noch die Freude kann mir genommen werden. Beides will gefühlt und gelebt werden. Ich kann heute sogar ausmachen, dass mein Sohn sich an Traditionen, Gepflogenheiten und Werten orientiert, die im Elternhaus vermittelt und gewachsen sind. Da ist wächst wieder so etwas Vertrautes und dieses Mal schafft er es sich selbst.

(Mutter von Florian)

„Was ist aus unserer Familie geworden?“

Wenn ich heute zurückdenke, war unser Sven im Kindesalter eher unauffällig. Er war ein „pflegeleichtes“ Kind, das sich überwiegend angepasst hat. Unser Sohn hat nicht getrotzt, war nicht aggressiv, einfach nur lieb“. Von den Geschwistern und auch Freunden wurde Sven gerne „ausgenutzt“, da er immer nachgab und Konflikten aus dem Weg ging. Schon sehr früh ist mir aufgefallen, dass er beim Spielen oft ins „leere starrte“ und einen traurigen Blick hatte. Als ich mit meinem Mann über meine Beobachtungen sprach, meinte er: „Du machst dir wie immer viel zu viele Gedanken. Lass unseren Sohn doch ein wenig mit offenen Augen träumen“.

In der Schule war unser Sohn ein pflichtbewusster Schüler, dem das Lernen nicht leicht fiel, da er für alles mehr Zeit brauchte, aber durch Fleiß trotzdem gute Noten erzielte. Auch die Lehrer/innen beschrieben ihn als verträumt und übersensibel.

Mit 16 Jahren, veränderte sich Sven auffallend stark. Verhaltensweisen wie Unpünktlichkeit, ständige Müdigkeit, keine Teilnahme am gemeinsamen Essen und Gesprächen, Heißhunger auf Süßigkeiten passten gar nicht zu dem bis dahin liebevollen, zuverlässigen Sohn.“ Das wird die Pubertät sein, redeten wir uns selbst ein.“ Als aber Lügen, Stehlen und massiver Leistungsabfall dazukamen, merkten wir, dass etwas mit ihm nicht stimmte. Damals erfuhren wir, dass unser Sohn nicht nur Zigaretten rauchte, sondern auch „kiffte“. Unsere Sorgen und Ängste belächelte er mit Argumenten wie: „Papas Bier ist schädlicher als ab und zu ein Joint“ oder: „Jeder hat das Recht auf Rausch“.

Hilfesysteme versagten

Wir suchten alle Hilfesysteme auf, die uns bekannt waren. In der Erziehungsberatungsstelle waren sie der Meinung, dass wahrscheinlich mein Mann und ich eine Ehekrise durchleben und wir diese aufarbeiten sollten. Beim Jugendamt fand ein Herr, dass „ab und zu ein Joint“ eben zum „Ausprobieren“ und „Abgrenzen“ in die Pubertät gehöre und wir maßlos übertreiben würden.

In der Drogenberatungsstelle wurden wir belehrt, dass so ein Joint nicht schlimmer sei als das abendliche Bier des Vaters und wir doch bitte diesen Jungen in Ruhe lassen sollen.

Die Beziehung zwischen meinem Mann und mir wurde auch ganz schlimm. Gegenseitige Vorwürfe, Schuldzuweisungen und Ohnmacht gehörten zu unserem Alltag. Ich fühlte mich für alles verantwortlich, versuchte zu schlichten, zu verharmlosen und unseren Sohn zu schützen. Mein Mann nahm jeden Abend seinen Geldbeutel mit ins Schlafzimmer, und ich begann Taschen und Schubladen unseres Sohnes zu durchwühlen.

Nichts stimmte mehr: Unser Familiensegen hing schief. Ich schrie, heulte, war einfach ohnmächtig. Mein Mann schrie anfangs auch, dann redete er gar nicht mehr mit unserem Sohn. Unser Ältester war auf seinen kiffenden Bruder Sven wütend und wünschte sich, das Elternhaus bald verlassen zu können. Unser Jüngster fragte, warum wir immer so viel streiten.

Zu diesem Zeitpunkt suchte ich Hilfe beim Elternkreis. Dort fand ich zum ersten Mal wieder Verständnis! Aussagen wie: „Sie können Ihrem Sohn nicht helfen, sondern nur durch eigene Veränderungen dazu beitragen, dass sich etwas ändert“, waren zu diesem Zeitpunkt für mich nur schwer zu begreifen. Wir begannen, zu Hause neue Strategien einzusetzen. Regeln wie: „In unserem Hause gibt es keine Drogen“ und: „Wer sich nicht daran hält, muss gehen!“, sollten Klarheit schaffen.

Unser Sohn zog freiwillig aus, als er 18 Jahre alt war. Er hatte zwischenzeitlich nach einmaligem „Parken“ seinen Realschulabschluss geschafft und begann eine Lehre als Landschaftsgärtner. Nach sechs Wochen flog er aus der Lehrstelle raus, da er fast immer zu spät kam und auch sonst kein großes Interesse zeigte.

Hanfpflanzen in der WG

Er machte seinen Zivildienst und hatte dort auch Probleme, weil er immer kiffte. In einer Wohngemeinschaft züchtete er Hanfpflanzen und genoss seine Freiheit.

Mit seinem Geld kam er nie aus, so dass er mit den Mietzahlungen immer im Verzug war. Die Freunde aus der WG kamen zu uns und bestätigten – obwohl sie auch selbst kiffen – dass unser Sohn durch Cannabis „durchknallen“ würde und er es besser lassen solle.

In unserer Familie war zwar wieder Ruhe eingekehrt, aber wir litten alle. Ich traf mich ein Mal wöchentlich mit Sven und kaufte mit ihm ein. Zum Wäschewaschen kam er regelmäßig nach Hause. Er sagte immer, dass es ihm gut gehe, aber ich spürte, dass das nicht stimmte. Als Mutter erkennt man viele Signale einfach intuitiv.

Dann bekamen wir einen Anruf von der Kriminalpolizei mit der Aufforderung, wir sollten uns mal um unseren Sohn kümmern, denn der gehöre wohl in die Psychiatrie. Er wäre wie irr durch die Stadt gefahren und hätte als Berufsbezeichnung „Zeitreisender“ angegeben und auch sonst wirres Zeug geredet.

Mit meinem Mann ging ich gleich am nächsten Morgen in seine Wohnung. Dort lag er mit verwahrlosten Gleichgesinnten und sagte uns, dass es ihm gut gehe, weil er Albert Schweizer begegnet wäre und sich selbst heilen könne. Seine Kumpels sagten, er ticke nicht mehr richtig.

Als mein Mann und ich die Wohnung wieder verlassen hatten, weinten wir nur. Ich telefonierte den ganzen Mittag zuerst mit der Drogenberatung, aber dort war nur der Anrufbeantworter eingeschaltet. Also suchte ich bei Ärzten Hilfe. Die verschiedenen Nervenärzte sagten mir, wenn er nicht selbst vorbei käme, komme nur eine Zwangseinweisung in Frage. Nach mehrmaligem Bitten erklärte sich unser Hausarzt bereit mitzugehen. Er untersuchte unseren Sohn und stellte eine Zwangseinweisung aus. Unter gutem Zureden fuhr unser Sohn mit uns in die Landespsychiatrie.

Wenn ich gewusst hätte, was „geschlossene Station“ bedeutet, hätte ich meinen Sohn nicht dorthin gebracht. Bis er richtig mit Haldol eingestellt war, hatte er Krämpfe und ging wie ein Spastiker. Es war kein Arzt da, der Zeit hatte, auf uns Eltern einzugehen.

Unser Sohn feierte mit meinem Mann und mir seinen 20. Geburtstag in der geschlossenen Abteilung des Psychiatrischen Krankenhauses. Im Kopf war er zwar wieder klar, aber die Veränderungen durch die Neuroleptika – er bewegte sich wie ein Roboter – waren sehr schwer auszuhalten. Ich quälte mich mit Selbstvorwürfen.

Nach drei Wochen kam er auf die offene Station. Durch personelle Probleme fanden wenige Gespräche, geschweige denn aktive Programme statt. Die Zeit auf der Station wurde mit Kettenrauchen, Kaffeetrinken und Herumlungern totgeschlagen.

Diagnose „paranoide Psychose“

Nach vier Monaten konnten wir unseren Sohn wieder mit nach Hause nehmen. Die Diagnose war „paranoide Psychose“. Er war voller guter Vorsätze, wollte eine Ausbildung machen, seine Schulden abbezahlen und endlich ein „normales Leben ohne Drogen“ führen. Er bemühte sich noch um eine Lehrstelle. Es klappte und er begann mit Freude eine Lehre als Zahntechniker.

Niemand hatte uns oder ihm gesagt, dass er durch die starken Neuroleptika – er nahm immer noch Haldol – in der Feinmotorik eingeschränkt wäre, und so machte er in seiner Ausbildung ständig große Fehler. Sein Ausbilder konnte sich seine auffallende Müdigkeit und Konzentrationsfehler nicht erklären. Er wurde gerügt, und ein großer seelischer Druck entstand. Unser Sohn begann wieder, seine alten Freunde aufzusuchen. Ich stellte schnell fest, dass er wieder kiffte. Er nahm wohl dann auch nicht mehr regelmäßig seine Tabletten – und so schlich sich wieder eine Psychose ein.

Im Frühjahr musste das Lehrverhältnis abgebrochen werden. Da mein Mann und ich beschlossen hatten, unseren Sohn nie mehr in die geschlossene Abteilung zu bringen, konnten wir nach vielen schweren Tagen Sven überzeugen, dass er wieder seine Medikamente nahm. Ich fragte seine Nervenärztin, warum sie therapeutisch nicht auf unseren

Sohn und sein Suchtproblem eingehe. Sie antwortete, dass man mit einem Psychotiker nicht therapeutisch arbeiten könne, da eine zu große Gefahr eines erneuten Psychoseausbruchs bestünde.

Auf unser Anraten besuchte Sven auch regelmäßig die Drogenberatungsstelle, wobei sich der Drogenberater mit dem Krankheitsbild der Psychose überhaupt nicht auskannte.

Auf meine Frage, ob nicht ein Austausch mit der Nervenärztin sinnvoll wäre, meinte er, dass dies zwei paar Stiefel seien. Die Nervenärztin ihrerseits lehnte einen Kontakt zum Drogenberater strikt ab.

Im Elternkreis war man mit meiner Problematik auch überfordert. Es kamen zwar immer wieder Eltern, deren Kinder auch durch Cannabiskonsum eine Psychose hatten. Aber im Elternkreis konnte auch niemand wirklich sagen, wohin man sich wenden könne und wie es weiter gehen kann. Damals nahm ich mir vor, mich mit der Problematik von „Sucht und Psychose“ intensiv auseinanderzusetzen.

Bei den Jahrestagungen des Bundesverbands der Elternkreise (BVEK) sprach ich dieses Thema an und traf auf viele Gleichbetroffene. Dort erfuhr ich zum ersten Mal auch von dem Begriff „Doppeldiagnose“. Ich knüpfte Kontakte mit Ärzten und las viel Fachliteratur. Der Versuch, mit meinem Sohn zu anderen Fachleuten zu gehen, scheiterte, weil er mit seiner Ärztin zufrieden war. Sie verschrieb ja nur seine Tabletten, fragte ihn nach seinem Befinden, worauf er antwortete: „Gut.“ Ansonsten ließ sie ihn in Ruhe.

Sven kommunizierte mit „Außerirdischen“

Über Beziehungen bekam Sven erneut eine Lehrstelle. Er war wieder stolz und motiviert, aber es ging so weiter wie zuvor. Er kiffte, machte im Betrieb dann wieder grobe Fehler, verschickte falsche Pakete, legte Lieferscheine falsch ab, tankte falsches Benzin ins Firmenauto, kam oft zu spät. Nach zweieinhalb Jahren bekam er wieder eine schwere Psychose: Sven kommunizierte mit Außerirdischen, hörte Geräusche, die wir nicht wahrnahmen, und meinte von Gott auserwählt zu sein, die Welt zu befreien.

Er schmiss seine Lehre ein halbes Jahr vor der Prüfung hin und war wieder stark psychotisch. Als wir seine Ärztin verzweifelt um Hilfe baten, meinte sie, dass wir uns damit abfinden müssten, ein drogenkrankes Kind zu haben, das nicht selbstständig leben könne. Als Lösung schlug sie vor, einen gesetzlichen Betreuer notariell anzufordern und uns um einen Betreuungsplatz in einer Einrichtung für Behinderte zu bemühen. Heulend verließ ich die Praxis.

So nahmen wir auch Kontakt zum Sozial-psychiatrischen Dienst auf und erzählten unsere Sorgen. Aber auch dort hieß es: „Solange er kiffte, kann er nicht ins betreute Wohnen. Außerdem nehmen wir nicht gerne Drogenleute. Die bringen unsere psychisch Kranken noch mehr durcheinander. Und die Wohnungen sind sowieso voll ausgebucht, so dass mindestens mit einer Wartezeit von einem Dreivierteljahr zu rechnen ist.“

Unser Sohn war zu diesem Zeitpunkt wirklich bereit, sich helfen zu lassen. Er ging tatsächlich wegen ein- und derselben Krankheit zu drei verschiedenen Stellen gleichzeitig – nämlich zur Drogenberatung, zu seiner Nervenärztin und zu Gesprächen mit dem Sozial-psychiatrischen Dienst. Auf meinen Vorschlag, dass sich alle behandelnden Helfer und Betreuer einmal an einen Tisch setzen oder wenigstens mal miteinander telefonieren könnten, ging niemand ein. Auf meine Anfrage, warum es für Patienten mit Doppeldiagnose nicht ein spezielles Hilfsangebot gäbe, sagte man mir, dass diese Menschen leider noch durch die Maschen fallen.

Haschkonsum und Psychose hielten sich die Waage

Und wieder folgte ein Aufenthalt in einer Psychiatrie – dieses Mal eine anthroposophische Einrichtung, in der er sich sehr wohlfühlte. Aber als er wieder zu Hause war, wiederholte sich der Cannabiskonsum, und verlor er wieder einmal seine Arbeit. Ich glaube, damals haben wir zum ersten Mal begriffen, dass Haschischkonsum und Psychose sich bei ihm gegenseitig die Waage halten.

Wir sagten Sven, dass er nicht mehr bei uns wohnen könne. Er selbst wollte so auch nicht mehr bei uns leben. Wir stellten ihm ein Ultimatum, bis Ende Juli auszuziehen. Das hätte er auch gerne getan, aber sobald er sich um Wohnungen bewarb und seine Arbeitslosigkeit benannte, bekam er nur Absagen. So verhalfen wir ihm zu einer Wohnung und unterschrieben den Mietvertrag, damit wir alle endlich mal wieder zur Ruhe kommen konnten.

Den Rest kann ich mir eigentlich sparen: Bei seinen Freunden sprach es sich schnell herum, dass er eine sturmfreie Bude hatte. Es galt wohl die Devise „Unterkunft für Stoff“. Er kiffte bereits wieder morgens.

Sven fand zwar Arbeit in einem Einzelhandelsbetrieb, aber er machte viele Fehler, gab falsche Bestellungen auf, kam zu spät ... usw., so dass er im November seinen Arbeitsplatz wieder kündigte, weil er es nicht mehr aushalten konnte. Er sah in den Kollegen Monster und war erneut psychotisch. Dieses Mal bat er uns um Hilfe. Er bekannte sich zu seiner Cannabisabhängigkeit und war bereit, eine Therapie zu machen.

Durch meine vielen Kontakte wusste ich zwischenzeitlich, dass es für Menschen mit einer Doppeldiagnose nur wenige Kliniken in Deutschland

gab. Unser Sohn bewarb sich im November um einen Therapieplatz. Der Drogenberater war durch personelle Probleme erst im Februar – also drei Monate später! – in der Lage, den Sozialbericht zu schreiben. Die Kosten-zusage der Rentenversicherung kam dann endlich im März.

Leider wurde nicht der Aufenthalt für die von uns ausgewählte Klinik für Doppeldiagnose bewilligt, sondern eine für Alkoholranke. Wir erhoben Einspruch und warteten – wie schon so oft. Obwohl in jedem Fachbuch steht, dass Cannabis nicht körperlich abhängig mache, sondern psychisch, musste unser Sohn dann auf die Suchtstation der Psychiatrie zum „Entzug“. Dort war er zum ersten Mal auch mit Heroinabhängigen zusammen. Nach drei Wochen konnte er dort nicht mehr sein, weil die Kasse keinen längeren Aufenthalt bezahlte, also kam er auf die Station zu den Langzeitalkoholikern. Die Patienten waren durchschnittlich zwischen 40 und 60 Jahre alt.

Nach sechs Wochen konnte Sven endlich seine Therapie antreten. Mein Mann fuhr ihn hin und wir waren wieder guter Hoffnung auf ein neues Leben. Während der Pfingstferien gingen wir endlich mal wieder befreit und mit dem guten Gefühl, dass unser Sohn gut aufgehoben war, in den Urlaub. Als wir zurückkamen, traf uns fast der Schlag, unser Sohn hauste auf unserer Terrasse. Er hatte die Therapie abgebrochen und war richtig zugekifft, stark psychotisch. Und wir hatten ihn wieder.

„Nie wieder eine Therapie!“

Sven sagte, er würde nie mehr eine Therapie machen. „Die wollen meine Seele rausreißen“, waren seine Worte: „Ich bin doch normal und möchte arbeiten und mir eine Wohnung besorgen.“ Wir ließen ihn für eine Nacht zu Hause schlafen, sagten aber, dass er sich jetzt selbst sorgen müsse.

Was es bedeutet, wenn das eigene Kind mit zwei Taschen und einer Decke durch den Ort zieht, ohne eine feste Bleibe zu haben, brauche ich wohl nicht zu schildern. Über das Arbeitsamt wurde er in einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme in eine Küche vermittelt. Gott sei Dank, hatte er sich bereits im Frühjahr dafür beworben und die Zusage kam jetzt, vier Monate später. Nach zwei Wochen, in denen er sich bei Freunden durchgeschlängelt hatte, stand er morgens vor unserer Tür und bat um Aufnahme. Er wisse nicht weiter, habe schon eine Nacht im Freien verbracht, er kenne keinen Ausweg mehr.

Mein Mann verweigerte zuerst die Aufnahme, aber ich konnte ihn nicht fortschicken. Er war wieder psychotisch und wie er da saß, wie ein Häufchen Elend ... mein Herz wäre gebrochen, wenn ich ihn weggeschickt hätte. Wir konnten ihm ja auch keine Alternative nennen. Also haben wir ihn wieder zu Hause aufgenommen, unter klaren Bedingungen wie jeden Tag pünktlich zur Arbeit, Mithilfe im Haushalt usw., mit der Prämisse, sich

nach einer Wohnung umzuschauen. Unser Sohn war inzwischen 25 Jahre alt – und es wiederholte sich alles zum wievielten Mal?

Im Frühjahr 2003 war er wieder so stark psychotisch, dass ich das erste Mal vor ihm Angst hatte. Er geisterte Nächtelang herum und wollte uns vor dem Bösen beschützen. Wir beantragten nun per Notar einen gesetzlichen Betreuer. Mit dem sozialpsychiatrischen Dienst führten wir ein gemeinsames Gespräch. Wir teilten unserem Sohn dabei mit, dass er entweder in die Psychiatrie gehen und von uns Unterstützung erhalte, oder auf die Straße müsse.

Wie durch ein Wunder erklärte er sich bereit, freiwillig in die Psychiatrie zu gehen. Wir feierten seinen 26. Geburtstag wieder in der Psychiatrie. Ich teilte der Ärztin gleich mit, dass Sven auch eine Suchtabhängigkeit habe, aber dies war wohl im Moment nicht vordergründig, und es interessierte dort niemanden.

Drogen in der Psychiatrie

Unser Sohn sagte uns, dass man in der Psychiatrie alle Drogen bekommen könne, und sie aus Langeweile kiffen würden. Nach zehn Tagen Aufenthalt haute er ab, weil er in den Nachrichten das Leid von Afrika sah und meinte, dort helfen zu müssen. Er irrte wohl stundenlang umher und landete dann nachts bei seinem Cousin, den er um Hilfe bat. Dieser schickte ihn mit dem Taxi zurück und so kam er in die geschlossene Abteilung der Psychiatrie. Dort verlangte er am nächsten Morgen nach seinen Zigaretten, die noch auf seiner Station waren. Wegen Personalmangel konnte niemand auf ihn eingehen. Er tobte und schrie herum – schließlich wurde er fixiert und eine richterliche Verfügung für sechs Wochen in der „Geschlossenen“ ausgestellt.

Wir waren wie vor den Kopf gestoßen, als wir ihn besuchen wollten. Irgendwann hat er sich damit abgefunden, dass er bleiben muss, aber an seinen Augen habe ich gesehen, dass etwas in ihm zerbrochen war. „Was habe ich euch getan?“, fragte er uns bei jedem Besuch. Ich konnte ihm keine Antwort geben, aber mein Herz ist vor Schmerz fast zersprungen. Er kam dann auf eine andere Station, da zwischenzeitlich in seiner ehemaligen Station kein Platz war. Dort waren wieder ein anderer Sozialarbeiter – der dritte bereits! – ein anderer Arzt und neues Personal für ihn zuständig. Und jedes Mal musste er seine Geschichte neu schreiben und die Warteliste für die Beschäftigungstherapien begann von vorn. Hatte ich nicht irgendwo gelesen, wie wichtig für psychisch Kranke die vertraute Umgebung und Bezugspersonen sind?

Der Tagesablauf unseres Sohnes bestand darin, dass er zwei Stunden am Tag Beschäftigungstherapie hatte. Außerdem fand einmal pro Woche eine Gesprächsgruppe für Doppeldiagnose-Patienten statt, in der auf die

Gefahren von Cannabis und Psychose hingewiesen wurde. Sven kiffte weiterhin. Ich suchte jetzt auch Kontakt zum Landesverband der Angehörigen Psychisch Kranker. Auf meine Frage, wie sie mit Doppeldiagnose-Patienten umgehen, stieß ich auf eine bisher unausgesprochene Thematik.

Psychose- und Suchtbehandlung aus einer Hand

In der Zwischenzeit las ich zahlreiche Studien, in denen erkannt wurde, dass die traditionelle sequenzielle Behandlung – also eine, die zwei Störungen nacheinander behandelt – sich bei diesen Patienten als nicht sinnvoll erwiesen habe. Man weiß mittlerweile, dass eine integrierte Behandlung von Psychose- und Suchtbehandlung aus einer Hand als entscheidend für den Behandlungserfolg angesehen wird. Aber wo gibt es diese?

Ich löcherte die Ärzte, warum so eine Behandlung nicht bei unseren Doppeldiagnose-Patienten durchgeführt wird. Aber die Barrieren der Kostenabrechnung, wenn Suchtberater in der Psychiatrie mitarbeiten, oder andersherum ein Psychiater in der Drogenberatungsstelle stundenweise zur Verfügung stünde, sind angeblich in der Zeit von leeren Kassen äußerst schwierig.

Sven bekam in der Psychiatrie noch mal eine Psychose, weil er mit dem Kiffen nicht aufhörte. Die Psychologin riet ihm zu einer Suchttherapie, bei der auch auf seine psychische Erkrankung eingegangen wird. Es wurde eine der wenigen Fachkliniken ausgesucht, die es in Baden-Württemberg gibt. Dort stellte er sich innerhalb von vier Wochen vor und wollte diesen Weg auch gehen. Ein Platz wäre sofort frei gewesen.

Das war Anfang November. Bis der Sozialbericht und das ärztliche Gutachten geschrieben waren, dauerte es nochmals vier Wochen, da auf der Station chronischer Personalmangel herrschte.

Am 22. Dezember erhielt unser Sohn von der Rentenversicherung eine Ablehnung, da er aufgrund seiner Krankengeschichte der Belastung und Konfrontation einer Therapie nicht mehr gewachsen sei. Ich rief dort sofort an und erhielt die Auskunft, wir sollten einen Rentenantrag für ihn stellen. Frohe Weihnachten!

Sein Stationsarzt und die Psychologin waren sich einig, dass unser Sohn sehr wohl noch integrationsfähig sei. Es wurde Einspruch erhoben und nach erneuter Stellungnahme und nach langem Hin und Her, erhielt er Ende Januar die Kostenzusage.

Trotz gutem Willen besteht zwischen der Psychiatrie und einer Suchttherapie ein Unterschied wie Tag und Nacht. In der Psychiatrie war der

Tagesablauf so, dass er bis 8 Uhr frühstücken musste, danach war Visite und man konnte sich bis 10 Uhr ausruhen. Dann war zwei Stunden Beschäftigungstherapie oder Gruppe, danach Mittag mit Ausruhen. Von 14 bis 16 Uhr war dann nochmals Beschäftigungstherapie oder oft auch gar nichts. Der Rest war Freigang, oder man saß im Café innerhalb des Klinikgeländes.

In der Suchttherapie begann der Tag um 6.30 mit Frühsport und war durchgängig strukturiert bis 21.30 Uhr. Nach der ersten Woche meinte Sven, dass er es wohl nicht durchhalten würde, weil es ihn sehr anstrenge. Die Therapie ist laut Plan in zwei Phasen aufgeteilt: Zuerst ein bis zwei Monate Aufnahme und Orientierungsphase, danach die Behandlungsphase, in der eine tiefgreifende psychotherapeutische Behandlung mit Familien-, Eigen- und Suchtanamnese stattfinden soll. Da dies nicht geschah, fragte ich den Leiter der Therapie nach dem Grund. Dieser sagte mir, dass aufgrund der drastischen Mittelverkürzung des Kostenträgers solche intensiven Behandlungen nicht mehr möglich seien, was ihm sehr leid tue.

Früher dauerte eine Therapie für Doppeldiagnose-Patienten mindestens neun Monate, heute nur noch sechs. Dabei liest man in allen Fachbüchern, wie wichtig gerade bei diesen Patienten eine intensive therapeutische Betreuung ist.

Kein Job nach der Therapie

Nach sechs Monaten hatte unser Sohn seine Therapie erfolgreich beendet. Danach begann die Adaptionsphase. Man hatte ihm in Aussicht gestellt, dass er eine Ausbildung als Drucker in der Hausdruckerei, die zur Therapieeinrichtung gehörte, machen könne. Als unser Sohn endlich seinen Lehrvertrag wollte, meinten die Verantwortlichen, dass er lieber noch ein Jahr warten solle. Die Enttäuschung war groß.

Er arbeitete ein ganzes Jahr ehrenamtlich und unentgeltlich in der Druckerei. Wir drängten in Gesprächen darauf, dass geklärt wird, was nach der Adaptionsphase geschieht, da wir dachten, dass eine berufliche Reha sich direkt anschließen sollte. Aber weit gefehlt. Man kann einen Reha-Antrag erst stellen, wenn der Abschlussbericht der Therapie vorliegt, der aber war leider nicht auffindbar. Dem Arbeitsamt lag keiner vor. Also musste erneut einer gestellt werden.

Jetzt gab es auch noch Hartz IV, und unser Sohn wurde an vier verschiedene Stellen verwiesen. Da wird ein normaler Mensch schon fast verrückt! Der Antrag auf berufliche Rehabilitation wurde mit der Begründung „nicht schulungsfähig“ abgelehnt. Sein Betreuer legte Widerspruch ein. Auch dieser wurde abgelehnt, ohne dass der Arzt unseren Sohn überhaupt einmal angeschaut hätte. Der ganze Vorgang kam vors Sozialgericht. Dort

betragen die Wartezeiten bis zu einem Jahr. Nun mischte ich mich ein und rief bei der Reha-Beraterin der Agentur für Arbeit an. Ich fragte, ob sie überhaupt wisse, was eine Doppeldiagnose sei und schilderte ihr die Geschichte meines Sohnes.

Ein Wunder

Und dann geschah das Wunder: Er bekam die Bewilligung zur beruflichen Reha. Mit 29 Jahren begann Sven eine Lehre auf Reha-Basis. Er lebt in einer kleinen Ein-Zimmerwohnung, die er sehr liebevoll pflegt, rund 60 Kilometer von uns entfernt. Er wäscht seine Wäsche und versorgt sich selbst. Etwa alle zwei Wochen kommt er am Wochenende heim.

Neue Freunde hat er keine. Die alten sind entweder immer noch Kiffer, meist arbeitslos und Hartz IV-Empfänger oder Menschen, die er aus der Psychiatrie kennt.

Sven hat nach zwei Jahren seine Ausbildung vor der Industrie und Handelskammer als „Klassenbester“ bestanden, was ihn und uns sehr stolz macht. Endlich hat er auch einmal wieder ein Selbstwertgefühl. Er hat sofort eine Arbeitsstelle gefunden, und wir hoffen, dass er trotz seiner Medikamente die Anforderungen auf dem „normalen Arbeitsmarkt“ erfüllen kann.

Ich bin so dankbar, dass es unserem Sohn nach so vielen schweren Jahren gut geht und möchte Sie ermutigen, nicht alles nur hinzunehmen, sondern unsere Elternkompetenz einzufordern. Ich möchte mit meiner Geschichte auch nicht die Ärzte, Sozialarbeiter und Drogenberater an den Pranger stellen. Ich kritisiere unser Hilfesystem, das immer noch nicht so vernetzt ist, dass die Doppeldiagnose-Patienten psychoedukativ behandelt werden.

Auch wir betroffene Eltern – und selbstverständlich auch die Selbsthilfegruppen der Elternkreise – sind mit dieser Doppelproblematik total überfordert, da keiner weiß, an wen er sich wenden kann. Es besteht ein dringender Bedarf an Klärung und Aufklärung für Professionelle, sowie für die Betroffenen mit ihren Angehörigen. Patienten mit der Doppeldiagnose „Psychose und Sucht“ sind längst keine Randgruppe mehr.

**Es müssen viele Brücken gebaut werden.
Gemeinsam geht es besser.**

(Mutter von Sven)

Es begann ohne Vorwarnung

Ich habe versucht, einige Ereignisse der letzten Jahre aufzuschreiben und gemerkt, das es nicht einfach ist. Vieles hatte ich erfolgreich verdrängt, und nun ist es wieder fühlbar da. Ich habe einen inzwischen 26-jährigen Sohn – mit Doppeldiagnose.

Als es begann, war Thomas 14 – ein aufgeweckter Junge mit einem stabilen Freundeskreis, seit Jahren sportlich aktiv. Mitten in der Nacht stand er ängstlich vor meinem Bett und wollte, dass ich ihn ins Krankenhaus fahre. Er war sehr aufgeregt, seine Pupillen waren tellergroß und sein Puls raste.

Was war passiert? Am Nachmittag hatte er mit Freunden testen wollen, wie das mit dem Cannabis ist. Und weil er keine Wirkung spürte, nahm er noch Kapseln hinterher. Wahrscheinlich war es LSD, denn er sagte, dass er seine Umwelt trickfilmhaft gesehen hat – ganz bunt. Das erzählte er mir während der Fahrt in die Klinik. Er hatte große Angst, denn es ging ihm schlecht! Wir Eltern standen unter Schock.

Dass es in der Pubertät zu Schwierigkeiten kommen kann, war uns schon bewusst: Alkohol, die erste Zigarette ... aber so etwas? Das passte so gar nicht zu unserem Kind.

Die Ärztin machte uns am nächsten Tag den Vorschlag, ihn für zwei Tage in der Klinik zu lassen, obwohl dies aus medizinischer Sicht nicht nötig gewesen wäre. Aber sie wollte ihm zeigen, wie gefährlich Drogen sind. Wir willigten dankbar ein. Außerdem bestanden wir darauf, dass er mit uns zur Drogenberatung geht. Auch diesen Schritt hatte uns die Ärztin empfohlen. Thomas fand es unnötig, da er nicht vorhatte, noch einmal Cannabis oder Ähnliches zu probieren. Der Schreck steckte ihm noch in den Gliedern.

Er war erst 14!

Wir gingen gemeinsam zur Drogenberatung. Zu diesem Zeitpunkt war er in der achten Klasse am Gymnasium. Ich sprach mit seiner Lehrerin über den Vorfall und fühlte mich wie eine Versagerin. Ich konnte es nicht begreifen. Es machte keinen Sinn. Hatten wir etwas falsch gemacht? Notaufnahme, Drogenberatung und viele Gespräche. Wir dachten, die Sache sei ausgestanden.

Ein Jahr später nahmen wir ihn, auf seinen Wunsch hin, vom Gymnasium. Er war eindeutig überfordert und litt mehr und mehr an Prüfungsangst. Thomas beendete seine Schulzeit an einer Regelschule (Notendurchschnitt 2,5) – aber ohne Abschluss, da er zwei Prüfungen mit der Note 5 absolvierte, darunter in seinem Lieblingsfach Geografie. Hier sollte sich die Abgangsnote eigentlich zwischen einer 1 oder 2 entscheiden.

Die Alarmglocken schrillten

Wir ahnten, dass Thomas Hasch rauchte und merkten auch, dass mit ihm ein Wandel passierte. Er war nun 17. Aus dem stets fröhlichen, sportlich aktiven Jungen mit einem großen, stabilen Freundeskreis wurde ein ruhiger, zurückgezogener Jugendlicher. Seine Freunde hielten ihm vorerst die Treue. Darüber waren wir sehr froh. Wir hofften sehr, dass sie ihn bekehren könnten.

Seine Persönlichkeitsveränderung schoben wir immer noch auf die Pubertät. Ich hatte gelesen, dass manche Jugendlichen erst mit 20 oder 21 Jahren die Pubertät überwunden hatten. Mein Mann und ich wollten nicht glauben, dass Cannabis solch einen Einfluss auf die Entwicklung haben könnte. Als Thomas noch in der 10. Klasse war, machte sich sein Großvater Sorgen um den sonst so aufgeweckten Enkel: „Was ist nur mit ihm?“, fragte er mich: „Er hat neuerdings so eine tiefe Traurigkeit in sich.“

1999 begann Thomas durch Vermittlung seiner Großeltern eine Lehre. Wir hofften mit großem Optimismus auf die Wende. Nur unser Sohn nicht. Er kiffte weiter. Er ging er zur Berufsschule – und hatte schlechte Zensuren. Nachdem ich ihn mehrmals geweckt hatte, schleppte er sich morgens in seinen Lehrbetrieb. Aber er war längst in einer „Zwischenwelt“ gelandet, wie ich es rückblickend sehe.

Damals war ich völlig verzweifelt

Mein Mann und ich konnten sein Handeln einfach nicht verstehen. Thomas vergrub sich in sein abgedunkeltes Zimmer, spielte Computer bis tief in die Nacht und aß, außer Süßigkeiten, kaum etwas. An unseren gemeinsamen Mahlzeiten, die für uns alle immer wichtig waren, nahm er nur noch selten teil. Er war oft schlecht gelaunt und mürrisch, was wir sonst gar nicht von ihm kannten.

Seine Konzentration und die Wahrnehmung funktionierten nicht mehr richtig. Oft wußte er nicht, was für einen Wochentag war, geschweige denn das Datum. Er vergaß Einladungen, Geburtstage, Zahnarzttermine. Das schien ihn teilweise selbst zu erschrecken, hielt ihn aber nicht vom Kiffen ab. Er erklärte uns zum Beispiel: „Bier ist viel schädlicher als mein Kiffen. Cannabis hat eine heilende Wirkung ... ist ein natürliches Heilmittel.“ Wir fragten ihn: „Bist du denn krank?“

Seine Körperhygiene war auch so ein Thema. Die Spannung übertrug sich auf die gesamte Familie. Wir waren einfach ratlos. Mit logischen Argumenten kamen wir nicht weiter. Wir begriffen: Das, was er machte, war kein Ausprobieren mehr.

Thomas beendete seine Lehre mehr schlecht als recht. Sein Meister hatte daran eine große Aktie. Er brachte immer wieder Verständnis für ihn auf.

Auch wenn Thomas mal wieder türenknallend den Betrieb verließ und nach Hause ging, weil ihm etwas nicht passte, er sich ungerecht behandelt fühlte oder was auch immer.

Es war für uns Eltern eine Achterbahn der Gefühle. Unser Familiensegen hing schief. Ich stand frühmorgens schon mit einem unguuten Bauchgefühl auf, weil ich nicht wusste, was der Tag bringen würde. War er aufgestanden? Oder musste ich ihn wieder mehrfach wecken und ihm Mut machen, ihn aufbauen? An manchen Tagen stand er trotz meiner „Aufbauhilfe“ nicht auf, und ich ging zur Arbeit und konnte mich auf nichts so richtig konzentrieren. Ich dachte: Wenn ich mir nur genug Mühe gebe, noch mehr für ihn da bin, dann fängt er sich, dann hört er auf, Hasch zu rauchen, Amphetamine zu nehmen und wird wieder normal ...

2003 folgte der Grundwehrdienst. Dort wies man uns vorsichtig auf sein Drogenproblem hin. Thomas hatte teilweise richtige Ausraster. Er konnte sich in Rage reden und Endlos-Monologe führen. Dann ging es um Gott und die Welt, im wahrsten Sinne des Wortes. Es war dann auch sinnlos, mit ihm zu reden. Er hörte gar nicht zu und fühlte sich immer im Recht bzw. unverstanden. Gleichzeitig war er hoch sensibel. Fazit: Wir hörten auf Beweis-Diskussionen zu führen.

Schwarze Zeichen an den Wänden

Seine psychische Verfassung machte uns ein Jahr später richtige Sorgen! Er fing an, die Wände in seinem Zimmer mit schwarzen mystischen Zeichen und auch religiösen Zitaten voll zu malen und zu schreiben. Ich werde den Tag nicht vergessen, als ich in seiner Abwesenheit in sein Zimmer ging und das sah! Meinen Mann und mich traf fast der Schlag. Ich konnte nicht aufhören zu weinen. Und wir saßen mal wieder mit Kamillentee ratlos, verzweifelt, geschockt und ohnmächtig an unserem Küchentisch. Das kam in letzter Zeit häufig vor.

Nach der Bundeswehr ging Thomas nicht in seinen Lehrbetrieb zurück, obwohl er dort das Angebot auf eine Festeinstellung hatte. Unser Sohn konnte in seinen guten Momenten sehr zuverlässig und korrekt arbeiten – es war nur keine Stabilität da. Wir mussten fassungslos zusehen, als er sich arbeitslos meldete. Es half kein miteinander Reden, alle Gespräche wurden von ihm abgeblockt. Wir kamen einfach nicht an ihn ran. Auch seine Großeltern nicht, zu denen er ein sehr inniges Verhältnis hatte – und auch heute noch hat. Sie litten unter der Situation genau wie wir.

Mein Mann sagte, dass wir uns Hilfe suchen müssen. Die Drogenberatung, die wir in unserer Verzweiflung aufsuchten (ich stand übrigens eine ganze Weile vor dieser Tür und mein Herz klopfte bis zum Hals) konnte uns nicht helfen, weil Thomas keine Hilfe wollte. Aber man gab uns den Tipp, einen Elternkreis für drogenabhängige Jugendliche aufzusuchen.

Die Situation zu Hause eskalierte

Thomas wurde uns gegenüber nie gewalttätig, aber er schlug sich selbst und demolierte auch Gegenstände. Das passte überhaupt nicht zu seinem früheren Ich. Er war in seinem religiösen Wahn gefangen und verstrickte sich immer mehr in abstruse Ideen: Zum Beispiel glaubte er, dass alle Seelen in einer Kugel eingefangen würden.

Seine alten Freunde hatte er vergrault und die neuen „Freunde“ kifften wie er. Während wir morgens aufstanden und zur Arbeit gingen, lag unser Sohn noch im Bett. Thomas war nachtaktiv. Es gab kaum noch eine Nacht, in der mein Mann und ich durchschlafen konnten. Oftmals vergaß er seinen Haustürschlüssel und klopfte uns aus dem Bett. Meistens war er völlig aufgedreht bzw. zugehörnt und wollte reden – mitten in der Nacht. Wir aber nicht. In solchen Momenten eskalierte die Stimmung. Er verließ laut schimpfend das Haus, und wir konnten nicht wieder einschlafen.

Oder er kam stark depressiv nach Hause. Dann nahm ich mir natürlich die Zeit, mitternächtliche Beruhigungsgespräche zu führen, damit er einschlafen konnte. Ich war hellwach, mein Mann kochte wieder einmal Tee, und wir sahen in diesen Nächten mehrmals nach ihm, aus Angst, er könne sich etwas antun. Das ist ein unbeschreiblich furchtbares Gefühl, wenn man die Tür aufmacht und nicht weiß, ob sein Kind noch lebt.

Unsere Kraft und Toleranz waren aufgebraucht

Wir konnten so mit ihm nicht weiterleben. Wir hatten das Gefühl, dann würden wir alle verrückt! Wir mussten anfangen, uns selbst zu schützen, denn unsere Gesundheit litt unter dem ständigen Druck. Also forderten wir ihn auf, keine Drogen mehr zu nehmen. Andernfalls müsse er sich eine eigene Wohnung suchen. Thomas suchte sich eine Wohnung.

Es blieb eine unruhige Zeit, aber wir konnten nachts wieder schlafen. Unser Sohn kam am Wochenende zum Essen, manchmal auch zwischendurch. Wenn er mal wieder austickte, konnten wir immer sagen: „Mach das bitte in deiner Wohnung ...“

Nach eigenen Angaben hat Thomas – außer Heroin – alles probiert. Auch Pilze. Bevorzugt nahm er Cannabis, Amphetamine und, wenn er genug Geld hatte, Chrystal.

Seinen Computer und seinen Fernseher hatte er verhökert. Sein Arbeitslosengeld war schnell aufgebraucht. Von uns bekam er kein Geld, das hatten wir ganz schnell gelernt und auch seine Großeltern darum gebeten ihm kein Geld zu geben, sondern nur Naturalien oder andere Dinge, die er brauchte.

Wenn ich ihn manchmal zufällig in der Stadt sah, drehte sich mir das Herz um. Er war so dünn geworden.

Über alles reden im Elternkreis

2005 besuchten wir zum ersten Mal einen Elternkreis für drogenabhängige und drogengefährdete Jugendliche. Dort trafen wir Menschen mit ähnlichen Problemen. Es tat so gut, endlich darüber zu reden und sich verstanden zu fühlen.

Hier bekamen wir auch den Rat, uns an den Sozial-psychiatrischen Dienst zu wenden, was wir umgehend taten. Ein Psychologe traf sich mit Thomas bei uns zu Hause. Unserem Sohn hatte ich (nach vorheriger Absprache mit dem Sozial-psychiatrischen Dienst) gesagt, dass das Arbeitsamt einen Sozialarbeiter schickt, um mit ihm zu reden. Alles andere hätte nicht funktioniert. Nach dem Gespräch kam die klare Aussage: „Im Vordergrund steht bei ihrem Sohn nicht die Sucht, sondern eindeutig die Psychose. Er braucht dringend professionelle Hilfe ...“

Auf Anraten des Sozial-psychiatrischen Dienstes begann ich, mir Notizen zu machen. Diese Aufzeichnungen haben mir beim Sortieren meiner Gedanken geholfen. Ich konnte besser erkennen, in welchen Zeiträumen bestimmte Situationen stattfanden. Dadurch wurde mir bewusst, dass mein Bauchgefühl richtig war und dass wir handeln mussten. Wir mussten Thomas dazu bringen, Hilfe anzunehmen.

2006 – Thomas hatte ab und zu kleine Zwischenjobs, die er sich eigenständig über Zeitarbeitsfirmen beschaffte. Die Jobs waren immer nicht auf Dauer, da er nicht belastbar war und immer Gründe zum Abbrechen fand. Auch Maßnahmen vom Arbeitsamt hielt er nicht sehr lange durch und wurde dann gesperrt. Seine Beraterin bei der ARGE wusste von uns über seinen psychischen Zustand und die Hintergründe. Sie sagte, ihr seien die Hände gebunden. Thomas muss zu einem Arzt.

Thomas baute zusehens körperlich und seelisch ab

Wir sahen unseren Sohn jetzt täglich, da wir mit seinem Einverständnis, sein Geld verwalteten. Er holte sich jeden Tag seinen Tagessatz ab. Dadurch merkten wir auch, wie er zusehens körperlich und seelisch abbaute. Es gab gute Tage und schlechte. Dann gab es fast nur noch schlechte Tage. Hilfe lehnte er ab. Es war für ihn völlig absurd und unverständlich, warum er zu einem Arzt gehen sollte. Der Sozial-psychiatrische Dienst riet schon seit längerer Zeit zur Zwangseinweisung. Wir konnten uns mit dem Gedanken nicht anfreunden. Hofften immer noch darauf, dass er freiwillig Hilfe annahm.

Im Dezember 2006 willigte Thomas endlich ein, Hilfe anzunehmen. Es war der 1. Advent. Wir weinten vor Erleichterung. Am nächsten Tag rief er im Klinikum an und bat um seine Einweisung. Er fühlte sich von einer fremden Macht bedroht, die Einfluss auf seine Gedanken, seine Gefühlswelt und seinen Körper nehme. Obwohl er, wie er sagt, seit einer Woche nichts

mehr genommen hatte. Seinen „Eimer“ (Bong) hatte er entsorgt. Thomas sah ausgemergelt aus, weil er kaum etwas aß, denn das Essen hätte manipuliert sein können. Und wegen seiner Verfolgungs- und Angstzustände schlief er kaum noch. Er – und auch wir – erhofften uns viel von seinem stationären Aufenthalt.

Katastrophe in der Klinik

Leider ging alles schief. Niemand führte mit ihm ein Aufnahmegespräch. Die Schwestern und die Psychologin gingen davon aus, dass er ein Alkoholproblem habe. Also steckten sie ihn in eine Gesprächsgruppe mit Alkoholikern und dort wurde über Organtransplantationen, speziell der Leber, gesprochen. Der Anruf meines Sohnes, ihn abzuholen, erreichte mich umgehend. Alle Bemühungen, ihn wieder auf Station bzw. eine andere Station zu bringen, schlugen fehl. Thomas war sehr aufgeregt und fühlte sich absolut bedroht. Er dachte, man wolle ihm seine Leber und andere Organe entnehmen, wenn er schlafe. Ich konnte ihn verstehen. Und ich war wütend. Ich habe mein Kind mit einer schweren Psychose in der Klinik vertrauensvoll abgegeben, und die Mitarbeiter dort haben noch eins draufgesetzt! Nach einem klärenden Telefongespräch mit dem Stationsarzt und viel, viel Fingerspitzengefühl konnten wir Thomas überzeugen, eine ambulanten Therapie zu machen.

Die Ängste in den Griff kriegen

2007 – Nach ein paar Wochen ging Thomas nicht mehr zur Therapie. Seine Tabletten nahm er unregelmäßig, denn die machten dick. Er merkte selbst, dass es ihm mit Drogen schlecht ging. Trotzdem probierte er es noch ab und zu. Er versuchte so, seine Ängste in den Griff zu kriegen.

Es ging ihm schlecht. Die Wände in seiner Wohnung waren wieder beschriben und bemalt, so wie wir es schon mal erlebt hatten. Er hatte alle Lebensmittel weggeworfen, da sie verseucht und manipuliert sein könnten – und er hatte auch das Innenministerium darüber informiert. Wir fragten uns, wie lange er das noch aushalten könnte und suchten täglich den Kontakt zu ihm. Bei einer Größe von 1,87 Meter wiegt er noch 65 Kilo.

Wir hatten Angst. Wir spürten förmlich, wie er seelisch zerbrach. Er sprach vom Suizid wie von einer Erlösung.

Zwangseinweisung: „Warum tut ihr mir das an?“

Wir sahen keine andere Möglichkeit: es kam zur Zwangseinweisung in die Psychiatrie. Ihn so psychotisch zu erleben – es ging über unsere Kräfte. Er fühlte sich von fremden Mächten bedroht und war voller Angst. Und nun mussten wir ihm noch mehr Angst einjagen: Notarzt, Polizei, Psychiatrie. Thomas stieg freiwillig in den Notarztwagen, aber er verstand die Welt nicht mehr. Diesen traurigen Blick werde ich nie vergessen: „Ich habe doch niemandem etwas getan. Warum tut ihr mir das an?“ Es war

ein Albtraum! Ich fühlte mich nicht mehr lebendig. Ich konnte nicht mal mehr weinen und fühlte mich leer. Mein Kind war auf dem Weg in die Psychiatrie!

Nach vier Wochen holten wir ihn wieder nach Hause. Es war eine schwere Zeit für ihn und für uns als Familie. Anfangs lehnte er uns ab. Wir besuchten ihn täglich, versuchten wieder Vertrauen aufzubauen. Durch die Medikamente wurde er ruhiger, war nicht mehr aggressiv, und er konnte schlafen. Wenn er reden wollte, ließen wir ihn reden. Manchmal gingen wir auch spazieren, ohne ein Wort zu reden.

Wir sind froh, über jeden kleinen Schritt

Fazit nach vier Wochen Behandlung:

- *seine Körpersprache hat sich verändert*
- *er hält beim Reden Blickkontakt*
- *er lässt sein Gegenüber ausreden*
- *er wirkt insgesamt ruhiger*
- *die Körperhygiene funktioniert wieder*
- *er lässt seine Kifferfreunde nicht mehr in seine Wohnung.*

Aber er bleibt uneinsichtig was seine Krankheit betrifft – zumindest nach außen. Wir denken, er spürt die Erkrankung. Es gibt Tage, an denen wir mit ihm darüber reden können. Die Bezeichnung „schizophren“ ist für ihn nicht akzeptabel. Aber wenn wir von einer Stoffwechselerkrankung reden, hört er manchmal zu.

Diese Jahre haben unsere Familie verändert

2008 – Thomas ist noch in ambulanter Behandlung. Manchmal, wenn er sich stark genug fühlt, sagt er die Termine ab und nimmt auch seine Medikamente nicht mehr. Aber meistens dauert es nicht sehr lange, und er holt sich von selbst wieder einen Termin. Die Psychiaterin sagt zwar, er sei immer noch krankheitsuneinsichtig. Das finden wir aber nur bedingt richtig, denn schließlich meldet er sich bei ihr, wenn es ihm wieder schlechter geht. Das ist doch auch schon ein gutes Zeichen. Diese Jahre haben unsere Familie verändert. Wir lernen jeden Tag aufs Neue mit der Krankheit unseres Sohnes zu leben und umzugehen. Wenn wir morgens aufstehen, kommt immer die Frage: „Wie geht es ihm heute? Hat er einen guten oder einen schlechten Tag?“ Wir haben akzeptiert, dass es unter Umständen so bleibt.

Ob Thomas noch Cannabis oder Ähnliches nimmt? Wir sind uns nicht sicher. Die Symptome der Psychose machen es manchmal schwierig, ihn einzuschätzen. Sprechen wir ihn darauf an, was kaum noch vorkommt, dann verneint er das.

2011 Rückblick

September 2008

Es kommt zur 2. Zwangseinweisung. Thomas ging es seit längerer Zeit wieder schlechter. Er wirkte gehetzt, fühlte sich verfolgt und bedroht. Er benahm sich wie in ‚alten‘ Zeiten: Er redete ununterbrochen, war gereizt, knallaggressiv, schrie teilweise vor Wut, Angst und Verzweiflung, wirkte abgemagert und war wirklich auf der Suche nach Schutz. Er hoffte auf Hilfe bei seiner Psychiaterin, erzählte ihr viele Details seiner Ängste. Das hatte er vorher noch nie gemacht. Sie ließ ihn Zwangseinweisen. Für ihn war das nicht logisch. Er suchte Hilfe und Schutz und man sperrte ihn ein!?

Thomas weigerte sich, in der Klinik Medikamente zu nehmen. Als man ihm sagte, dass man ihn fixieren würde, wenn er keine Einsicht zeige, war er völlig fassungslos und sagte zu dem Arzt: „Das ist Freiheitsberaubung und Körperverletzung“. Er nahm die Risperdal Tabletten. Nach ein paar Tagen sagte er, dass es ihm nach der Einnahme nicht gut geht. Er hatte massive Platzangst, Herzschmerzen und konnte schlecht schlafen, was unter Zyprexa nie ein Problem war. Er wirkte insgesamt beängstigend instabil, war sehr blass, hatte tiefe Augenringe. Es war anders als beim letzten Mal. Da war er wenigstens wütend – jetzt wirkte er einfach nur depressiv. Dieser Zustand beunruhigte uns Eltern und auch seine Großeltern sehr. Ich sprach mit dem Chefarzt und der Stationsschwester. Es war ein wirklich gutes Gespräch. Thomas hätte wegen der richterlichen Verfügung eigentlich noch in der Klinik bleiben müssen, aber der Chefarzt nahm unsere elterlichen Sorgen und Thomas schlechten Allgemeinzustand ernst und entließ ihn zu uns nach Hause.

Wir hatten abgesprochen, dass er vorerst bei uns wohnen wird. Auflage war, dass er sich jeden Tag in der Tagesklinik melden musste, seine Termine bei der psychiatrischen Institutsambulanz (PIA) einhielt und seine Medikamente nahm. Jetzt wieder Zyprexa. Ich hätte mir sehr gewünscht, dass wir als Eltern einen Leitfaden oder professionelle Begleitung in dieser Zeit gehabt hätten. Wie geht man mit seinem psychisch kranken Kind um? Zu Hause stabilisierte sich sein Zustand erst nach einigen Wochen wieder. Eine Zwangseinweisung ist, so habe ich es erlebt, ein absolutes Trauma! Das wird ihn sein Leben lang begleiten. Und auch uns Eltern. Dass er jetzt regelmäßig zur PIA musste, beruhigte uns. Nach einiger Zeit bekam er Risperdal 14-tägig als Depot gespritzt. Das Depot schien er ganz gut zu vertragen. Es waren keine Nebenwirkungen da, wie unter den Tabletten. Obwohl beides Risperdal war...

In dieser Zeit äußerte er den Wunsch, den Führerschein zu machen. Wir waren erst skeptisch und vergewisserten uns bei der Ärztin in der Tagesklinik, ob Thomas unter dem Risperdal den Führerschein überhaupt machen durfte. Ja, er durfte. Das gab ihm richtig Aufschwung und Halt. Nun saß er jeden Tag mit den Testbögen am Küchentisch und lernte. Wir

waren immer noch skeptisch, aber froh, dass er eine sinnvolle Beschäftigung hatte. Inzwischen war es Dezember.

Thomas wohnte nach wie vor bei uns und nicht in seiner Wohnung. Das war gut so.

2009

Thomas besteht seine theoretische Prüfung auf Anhieb mit 0 Fehlern. Die praktische Prüfung gestaltete sich schwerer. Er kam mit dem Fahrlehrer überhaupt nicht zurecht und nach einigen Misserfolgen wechselte er selbstständig die Fahrschule. Siehe da – unser Sohn bestand auch die praktische Prüfung. Wir waren so stolz auf ihn und glücklich.

Gleichzeitig hatten wir Bedenken. In der ersten Zeit nach bestandener Fahrprüfung fuhr sein Vater immer mit ihm mit, er meinte aber sehr schnell, dass Thomas gut, vorsichtig und auch sehr gerne Auto fährt.

In diesem Jahr bekam Thomas Rente – Erwerbsminderungsrente, vorläufig für 2 Jahre. Anfangs waren wir Eltern geschockt, als das Arbeitsamt uns diesen Schritt mitteilte. Rente mit 26 Jahren. Seine Fallmanagerin beim Arbeitsamt hatte den Stein ins Rollen gebracht. Natürlich zu Recht. Thomas kam seinen Verpflichtungen nicht mehr nach. Er hielt keine Termine ein, nahm Maßnahmen des Amtes nicht wahr – er war psychisch krank. So konnte er keinen Arbeitsalltag bewältigen.

Die Rente brachte Ruhe in sein Leben. Die ständigen Termine beim Arbeitsamt und die Bewerbungen, die er immer vorlegen musste, dieser ganze Druck war weg. Seine Termine bei der Psychiatrischen Institutsambulanz (PIA) sind durch die Depot-Spritzen geregelt. Einmal in der Woche kommt eine psychiatrische Fachkrankenschwester zu ihm nach Hause. Sie übt mit ihm seine Konzentrationsfähigkeit, spricht mit ihm über sein Krankheitsbild, warum es ihm teilweise schlecht geht, was er dagegen machen kann und hört ihm zu. Manche Gespräche dauern nur 10 Minuten, manche fast eine Stunde.

Für uns Eltern ist das eine große Erleichterung. Er ist unter fachlicher Beobachtung. Schwester Gabi nimmt sich auch Zeit, unsere Fragen zu beantworten und hört sich unsere Sorgen an. Das tut so gut! Da es Thomas mit dem Risperdal besser geht, fängt er wieder an zu kiffen und verweigert bei jedem Arztbesuch den Drogentest. Sucht und Psychose stehen wieder im ständigen Wechsel miteinander. Schwester Gabi sagte uns, dass durch das Kiffen die Wirkung der Neuroleptika verringert bis genullt wird. Für uns ist das eine logische Erklärung für seine ständigen Auf und Ab's, die uns alle auf Trab halten und Kraft kosten.

Es gibt psychotische Phasen, wo wir ihn nicht aus den Augen lassen. Sozusagen eine 24-Stunden-Rundum-Überwachung. Einer von uns ist dann im Geschäft, der andere bei Thomas. Wir kennen diese Phasen, sie sind nicht mehr ungewöhnlich. Allerdings weiß ich nicht, wie lange wir

das noch durchhalten. Wir fangen ihn immer wieder auf und der Kreislauf beginnt von vorn! Deshalb haben wir über ein betreutes Wohnen mit ihm gesprochen. Wir wissen einfach nicht mehr weiter.

Er empfindet seine Wohnung als ‚bedrohten Raum‘. Das Stimmen-Hören und Dinge-Sehen verschwindet auch unter dem Risperdal nicht, denn er kifft nach wie vor. Allerdings sagte er mir einmal, dass „die Leute“ zwar da sind, aber „sie“ können nicht mehr an ihn ran, „sie“ bleiben auf Distanz. Er wird die „Geister, die er rief“ nicht mehr los und denkt, dass er das mit einem Wohnortwechsel schafft.

Thomas hat sich mit mir eine Einrichtung angesehen, nur 20 km weg von uns, speziell für Doppeldiagnosen. Er will dort nicht wohnen. Dort hat er auch „diese Leute“ gesehen. Wir haben mit dem Sozialarbeiter in der PIA darüber gesprochen und er nahm Kontakt zu Thomas auf. Wir sind sehr froh, dass es diese Einrichtung mit ihrem Netzwerk an Mitarbeitern gibt. Nach weiteren gescheiterten Wohnungsbesichtigungen bleibt Thomas in seiner „alten“ Wohnung.

2010

Die Dosis vom Risperdal-Depot wurde erhöht auf 35 mg, zusätzlich kann er Zyprexa nehmen, was er auch tut. Sein Gewicht ist konstant geblieben. Er macht allerdings auch viel Sport. Nach einigen Wochen bekam er starke Nebenwirkungen vom Risperdal. Entzugerscheinungen habe ich anders in Erinnerung. Er hatte eine starke Unruhe in sich, konnte nicht stillsitzen. An Schlaf war nicht zu denken. Er lief nachts durch den Ort, joggte – um müde zu werden. Hatte große Platzangst, selbst draußen, an der frischen Luft. Schwitzte ungewöhnlich stark. Hatte keinen Appetit, für ihn ungewöhnlich, und litt an Geschmacksveränderungen. Essen, was ihm sonst gut schmeckte, löste Ekel und Brechreiz aus. Schon Wochen vorher war er depressiv. Sein Psychiater meinte, dass man unter Risperdal keine Platzangst bekommt, dass sei untypisch und eher ein Zeichen dafür, dass zu niedrig dosiert wurde und dass er Thomas zwangseinweisen müsse, wenn er das Risperdal verweigert.

Jetzt wurde es mir aber auch unheimlich. Nicht schon wieder! Ich versicherte seinem Arzt, dass wir auf ihn achten und uns melden, wenn es schlimmer wird. Nach ein paar Tagen ging es Thomas wieder besser. Er nahm bei Bedarf Zyprexa. Die wirken immer ganz gut und auch schnell bei ihm. Das Risperdal verweigerte er weiter. Wir alle warteten ab.

Nach wie vor hat er seinen Minijob bei uns. Natürlich belasten wir ihn nur im Rahmen seiner Möglichkeiten, denn seine Defizite wird er wohl behalten. Er ist unkonzentriert, wenig belastbar, hat Stimmungsschwankungen, ist häufig depressiv, braucht viele kleine Pausen. Sein Psychiater hat ihn

auf eine Wiedereingliederung angesprochen. Die Aussicht, dass er wieder regelmäßig arbeiten soll, macht ihn nervös, beschäftigt ihn. Es gibt eine Möglichkeit über das „Persönliche Budget“ eine Wiedereingliederung zu beantragen, sogar mit einer Einzelbetreuung. Sein Sozialarbeiter ist sehr bemüht und am Ende des Jahres ist es soweit.

Wir denken, dass es ihm gut tut, wenn er nicht immer nur uns um sich hat. Seine sozialen Fähigkeiten und Umgangsformen sind minimal geworden, als hätte er sie vergessen. Thomas hat sich inzwischen mit dem Gedanken angefreundet, ist sogar ein bisschen neugierig. Der Plan sieht vor, dass Thomas 2 Mal pro Woche für 4-5 Stunden – er sagt, er schafft das – bei einer Schloss-Gemeinde mitarbeitet. Dort gibt es eine Menge Möglichkeiten für ihn: Gärtnerei, Imkerei, Tischlerei, Großküche, Yoga und die zuständige Sozialpädagogin ist nur für ihn alleine da. Er hat eine Einzelbetreuung genehmigt bekommen.

Wie erwartet, muss sein Zeitplan immer mal wieder seiner Belastbarkeit angepasst werden. Aber, das geht erstaunlich unkompliziert. Er steht im Focus. Ihm soll es nützen und alle Beteiligten tun wirklich ihr Bestes. Das Yoga liebt er. Bisher hat er das immer allein in seiner Wohnung praktiziert. Jetzt, in der Gruppe, muss er sich einordnen. Gar nicht so leicht. Ich bewundere die Schlossgemeinde für ihre Geduld mit ihm! Dafür bin ich den Menschen dort sehr dankbar!

2011

Thomas hält die Wiedereingliederung nicht durch. Die Verfolgungsängste sind wieder sehr stark.

In diesem Zustand hat niemand eine Chance, ihn vom Gegenteil zu überzeugen. Er lebt sehr wohl in unserer Welt, gleichzeitig gibt es aber noch eine andere Welt für ihn. Eine Welt, in der es „Shiva“ gibt und fremde Mächte. Die ist sehr real und fühlt sich für ihn genauso echt an. Und das macht es teilweise auch gefährlich für ihn. Nämlich, wenn er auf die Stimmen hört...

Das „Persönliche Budget“ wurde nicht gesperrt, sondern „stillgelegt“. Damit hat er die Möglichkeit, wenn es ihm besser geht und er es will, die Maßnahme wieder aufzunehmen. Das ist gut.

Im Oktober, also vor ein paar Tagen, hat er ein neues Medikament bekommen – Xeplion. Das ist erst seit Anfang des Jahres in Europa zugelassen und ein Nachfolger vom Risperdal. Sein jetziger Psychiater hat mit ihm darüber gesprochen und Thomas fand es gut. Es wird 1 Mal im Monat als Depot gespritzt und damit fallen die täglichen Tabletteneinnahmen weg. Wir hoffen, dass er es gut verträgt und er über längere Zeit in einer stabilen Phase leben kann, ohne Depressionen – wenn nicht das Kiffen dazwischen kommt...

Schwester Gabi macht nach wie vor Hausbesuche bei ihm. Sie kennt

ihn von allen Professionellen am längsten und am besten. Ihr vertraut er. Wenn er keinen psychotischen Schub hat, ist er ein sensibler, netter junger Mann. Wer seine Vorgeschichte nicht kennt, würde ihm die Erkrankung nicht gleich anmerken. Thomas war einmal, ganz überraschend, mit zu einem unserer Elternkreistreffen. Er hat erstaunlich offen Fragen beantwortet. Ein Außenstehender hätte nie vermutet, dass er an einer Doppeldiagnose leidet.

(Mutter von Thomas)

Zwischen Hoffen und Verzweifeln

Ich weiß nicht, ob ich eine gute Geschichtenerzählerin bin, aber einen Versuch ist es wert.

Mein Sohn Tommy wurde im Mai 1990 geboren, damals lebte ich in Berlin. Sein Vater war während der Schwangerschaft nicht da. Er ist Sudanese und uns fehlten noch Unterlagen für die Anerkennung der Ehe. Er kam ca. sechs Wochen nach der Geburt unseres Sohnes nach Deutschland.

Tommy hatte von Geburt an ein auffälliges Atemgeräusch. Der Kinderarzt wollte jedoch mit einer Diagnostik nichts überstürzen und ich wollte mein Kind auch nicht einer solchen Prozedur und eventuell unnötigen Strahlenbelastung aussetzen. Schließlich verlief seine sonstige Entwicklung ganz normal.

Im zarten Alter von etwa zehn Wochen hatte mein Sohn vermutlich ein „Nahtoderlebnis“. Er hatte einen Hustenanfall, an dem er fast erstickte. Mit dem Notarztwagen musste er ins Krankenhaus gebracht werden. Es stellte sich heraus, dass die Hauptschlagader um die Luftröhre verlief und damit dieses Fast-Ersticken verursacht hatte. Nach etwa fünf Wochen Behandlung in drei verschiedenen Krankenhäusern und der lebensrettenden Operation im Herzzentrum konnten wir wieder aufatmen.

Aber der Schock wirkte noch lange nach, bei mir zumindest. Ich hatte damals den Eindruck, sein Vater hat den Ernst der Lage nicht wirklich erfasst; vielleicht war er zu sehr mit sich selbst beschäftigt (Kulturschock). Oft habe ich mich gefragt, wie ein drei Monate junger Säugling das alles erlebt ...

Auch sonst war die damalige Zeit als „richtige Familie“ schwierig und hat mich aufgerieben. Ich war für (fast) alles zuständig und hatte stets das Gefühl, von meinem Mann keinerlei Unterstützung zu bekommen. Irgend-

wann wollte ich diese ständigen Auseinandersetzungen mit ihm nicht mehr führen, und auch meinen Sohn nicht in einer solchen Atmosphäre aufwachsen lassen.

Ich entschied mich – vorerst zur räumlichen – Trennung, die ich umsetzte als Tommy 19 Monate alt war. Es folgte eine gut zweijährige Zeit in einer Wohngemeinschaft mit zwei Frauen und zwei fast gleichaltrigen Jungen, eine neue sieben Jahre andauernde Beziehung mit Tommy's sozialem Vater – einem Choleriker. Es gab keine verlässliche Umgangsregelung und Unterhaltsleistungen vom Vater. Es folgte ein Umzug in meinen Geburtsort (vorübergehend) ins Elternhaus, wo außer meiner Mutter noch drei Brüder leben. Da war Tommy acht Jahre alt und in die dritte Klasse in der Schule gekommen.

Die Kindheit in Berlin war ganz schön, das sieht auch Tommy so. Er entwickelte sich nach meiner Auffassung ziemlich normal. Vielleicht war er ein wenig zu verträumt, wie der „Hans guck in die Luft“ im „Struwelpeter“. Jedenfalls gab's keine Gründe, sich zu sorgen. Nur einmal hatte ich aus heiterem Himmel so etwas wie eine Eingebung – ich weiß nicht mehr, was der Anlass war: Ich werde viel Ärger mit ihm haben, wenn er ein Jugendlicher ist. Das hat mich immer wieder beschäftigt, aber ich wollte mich nicht zu sehr von solchen Gedanken bestimmen lassen und schob sie dann weg. Ich dachte, wenn's denn so kommt, muss ich eben sehen, wie ich mit der Situation umgehen kann. Man kann sich nicht auf alles vorbereiten, was kommt im Leben.

Der Schul- und Wohnortwechsel waren schwierig: von einer behüteten Umgebung, 24 Kinder mit zwei Lehrern (wegen des hohen Ausländeranteils) und Ganztagesbetreuung, zu einer großen Klasse (30 Kinder) mit „strenger“ Lehrerin (kurz vor der Pensionierung) im baden-württembergischen Schulsystem ohne weitere Betreuungsmöglichkeit.

Nach der vierten Klasse kam noch der Wechsel in die Realschule. Vielleicht wäre die Hauptschule mit kleinen Klassen die bessere Wahl gewesen? Jedenfalls ging's dann bald drunter und drüber: ständige Lehrerwechsel, neue Klassenzusammensetzungen, große Klassen, große Schule (Anonymität), angebliche Sachbeschädigungen, Beleidigung von Lehrern, Verunglimpfung von religiösen Liedern, immer wieder Gespräche mit Lehrern, Bestrafungen, drohender Schulverweis, ADHS-Diagnostik und ERGO-Therapie, die rein gar nichts brachte.

Bei mir war es beruflich sehr anstrengend. Die Trennung von meinem langjährigen Lebensgefährten machte mir ebenfalls zu schaffen und sicherlich litt auch Tommy darunter. Mein Sohn war der totale Chaot, hatte keine Ordnung in der Schultasche, vergaß ständig sein Zeug, machte keine Hausaufgaben, und auch privat erledigte er seine ‚Jobs‘ nur mit vielen

Streitereien, mit Druck und Unzuverlässigkeit. Erzieherische Maßnahmen wie Taschengeldkürzungen oder Computerverbot nützten nichts, Hausarrest hätte ich nicht kontrollieren können, genauso wenig wie den Umgang mit mir unliebsamen ‚Freunden‘. Er hat praktisch gemacht, was er wollte und sich an keine Absprachen gehalten.

Die häusliche Situation wurde zunehmend angespannter. Es gab oft Streit, Tommy wurde auch immer aggressiver, er warf Sachen an die Wand, stieß zum Beispiel einmal sein Regal um – da bat ich meinen Ex-Lebensgefährten um Hilfe.

Wenn ich am Wochenende bei meinem neuen Freund war, nutzte Tommy die Situation und machte Party. Es rückten zehn und mehr Kumpels an, es war laut und angeblich wurde bei uns gedealt – das haben zumindest die Nachbarn behauptet, zu denen sich das Verhältnis zunehmend verschlechterte. Sie riefen die Polizei wegen Ruhestörung und machten eine Anzeige wegen Dealens, die zu einer Durchsuchung führte – der zweiten schon. Einmal kam die Polizei wegen des Verdachts von unerlaubtem Graffiti-sprayen im Stadtbahnbereich. Sie suchten Beweismaterial.

In der Prüfungsphase zum Realschulabschluss zeigte sich, dass Tommy nicht den für einen Wechsel an eine weiterführende Schule erforderlichen Notendurchschnitt erreichen würde, da sorgte er dafür, dass er die Prüfungen nicht bestand. Ich war nicht überzeugt, dass ein Abitur der richtige Weg für ihn wäre, konnte aber auch nicht erreichen, dass Tommy sich für eine Ausbildung interessierte.

Meine letzte Hoffnung war dann, dass es an einer anderen Schule besser wird. Auch war ich dann diejenige, die eine neue Schule suchte, sich informierte und telefonierte – die eben alles organisiert hat, bis der Wechsel perfekt war. Trotzdem: Nichts änderte sich an der Situation von Tommy. Auf die Frage, was er gemacht hätte, wenn das nicht geklappt hätte, bekam ich lapidar zur Antwort, „dann wär ich eben an der alten Schule geblieben“.

An der anderen Schule schaffte Tommy mit Ach und Krach den Realschulabschluss, aber immerhin mit einem Notendurchschnitt von 3 in den Hauptfächern. So konnte er sich am Technischen Gymnasium anmelden.

Ich hab ihn rausgeworfen. Ich wollte die Belastung nicht mehr ertragen, hatte das Gefühl, wenn's Hart auf Hart kommt, zieh ich den Kürzeren – kurz, Tommy war so unberechenbar für mich geworden, dass ich nicht wusste, ob ich mich bedroht fühlen muss. Es fällt mir schwer, das einzugestehen.

Ich wusste, dass er zu seinem „sozialen Vater“ gehen konnte. Dort hielt er es ca. neun Monate aus, während der er am Technischen Gymnasium war. Vermutlich wurde er dem Leistungsanspruch nicht gerecht, gekoppelt mit seiner Suchtproblematik und der pubertären Sinnsuche. Er ging nicht mehr zur Schule und zog zu einem Freund und dessen Mutter.

Nach einem weiteren halben Jahr wohnte er bei einem Freund, dessen Vater wohl damals mit seiner neuen Frau in deren Heimatland in Kenia war. Die Jungs waren weitestgehend auf sich selbst gestellt, und waren fast nur bekifft. Dann kamen Pilze dazu. Ich hatte Tommy schon wochenlang nicht mehr gesehen und hab nur ab und zu über meine Mutter etwas von ihm erfahren.

Kurz vor Weihnachten 2008 bekam ich in einen Anruf von meinem Ex-Lebensgefährten mitgeteilt, dass Tommy im Krankenhaus sei. Das hat mir den Boden unter den Füßen gezogen. Mein Kind lag da im Bett, festgurgert, panisch, hilflos, schreiend, mit Medikamenten „zugedeckt“, und ich fühlte mich genauso hilflos. Trotzdem bin ich arbeiten gegangen – ich funktioniere immer. Um die Mittagszeit kam dann ein nächster Anruf, dass mein Sohn mit dem Krankenwagen und Begleitschutz in die Psychiatrie gebracht werde. Akute Psychose.

Selbst-und Fremdgefährdung hieß es in dem richterlichen Beschluss. Nach vier Wochen war diese Zwangsmaßnahme mit allem, was dazu gehört, erst mal abgelaufen. Aber niemand wusste, wie es weitergehen sollte. Ich wusste nur, zu mir kann er nicht. Ich hätte ihn nicht ruhigen Gewissens alleine in meiner Wohnung lassen können. Mein Ex-Lebensgefährte war gegen unserer Absprache bereits losgefahren, um ihn abzuholen. Aber schon auf dem Weg kam der nächste psychotische Schub.

M. rief mich panisch an, beschrieb mir, wo er und Tommy waren, dass ich sofort kommen müsse, um ihn zu unterstützen, er schaffe es nicht mehr alleine. Geistesgegenwärtig rief ich meine Schwester an und bat auch sie und meinen Schwager, mich zu begleiten. Das stellte sich als notwendig und gut so heraus. Über den Umweg eines Krankenhauses – wir brauchten eine neue Einweisung – und mit enormer Kraftanstrengungen von uns vier Erwachsenen schafften wir meinen Sohn wieder in die Psychiatrie.

Wieder das ganze Programm. Alle möglichen Medikamente wurden an ihm ausprobiert. Er wirkte zeitweilig auf mich wie so ein Zombie, war total verlangsamt, aufgedunsen, sabberte, schlurfte wie ein alter Mann durch die Gänge – ich dachte wirklich, er wäre völlig gaga. Dabei hat er alle medikamentösen Behandlungsvorschläge abgelehnt und sich nicht einsichtig gezeigt. Die Drogenstation musste er nach einer Woche wieder verlassen, weil er auch dort wieder „psychotisch“ wurde. Problematisch

war auch, dass er schon über 18 war, und gegen seinen Willen nichts gemacht werden konnte.

Für mich war das deswegen schlimm, weil mir klar war, er ist nicht in der Lage, Entscheidungen für sich zu treffen. Schweren Herzens aber mit dem Gefühl das Richtige zu tun, stellte ich beim Amtsgericht einen Antrag auf Betreuung. Nach über vier Monaten Aufenthalt in der Psychiatrie wurde mein Sohn entlassen und wohnt bei meiner Mutter bzw. er ist dort gemeldet. Die Betreuung, die für gesundheitliche Belange eingerichtet wurde, läuft demnächst aus. Ob sie verlängert wird, weiß ich nicht, schließlich kostet das Geld, und Tommy ist zu keiner „Mitarbeit“ zu bewegen, was Ärzte betrifft. Ich denke er hat sein Psychiatrie-Trauma noch längst nicht verarbeitet.

Die Betreuerin würde sich weiterhin um Tommy bemühen, ihm evtl. eine Wohnung besorgen, auch oder trotz der Zweifel, ob er in der Lage wäre, alleine zu leben und die Verantwortung für sich, Wohnung usw. zu übernehmen. Arbeiten will Tommy nicht, und ich denke, er ist auch nicht in der Lage dazu. Mehrmals schon war er alleine unterwegs, in Yoga-Zentren oder ist sonst auf der Suche nach einem „Lebensentwurf“, meist ohne oder mit wenig Geld, manchmal denkt er auch, er müsse seinen leiblichen Vater finden.

Ich selbst schwanke oft hin und her zwischen Hoffen und ver-Zweifeln. Ich denke, das geht den meisten betroffenen Angehörigen so, aber ich habe mich arrangiert mit der Situation – sie ist zu einer Art Alltag geworden. Vielleicht wird der auch mal wieder anders, was ich besonders meinem Sohn wünschen würde – nur, wenn ich ihn frage, geht es ihm ganz gut, so wie es ist.

(Mutter von Tommy)

„Vertraue mir nicht. Liebe mich.“

Wieder einmal Tage ohne ein Lebenszeichen von Ben. Als er diesmal ging, versprach er, in einem Monat zurück zu sein. Aber ständig gehen mir seine Worte durch den Kopf: „Vertraue mir nicht. Liebe mich.“ Nach vier Jahren voller Angst, Verzweiflung, Hoffnung, Trauer, Hilflosigkeit sind das keine Kraft gebenden Worte. Sie verursachen Ratlosigkeit. Dabei wollte mir Ben vielleicht Klarheit vermitteln. Aber ich kann ihn nicht mehr verstehen.

Als Kind war Ben so lieb, fantasievoll, kreativ, hilfsbereit, rücksichtsvoll, verträumt, verschmust – ein Bilderbuchkind. Ich glaubte, eine heftige und zermürbende Pubertät müsse darauf folgen. Sie blieb aus. So glaubte ich zumindest. Denn Ben hatte sein Ventil gefunden, als er etwa vierzehn Jahre alt war: Das Kiffen.

Als ich es herausfand, ging ich erst ohne, dann mit ihm zur Erziehungsberatungsstelle. Nach einigen Sitzungen wurden wir mit den Worten entlassen: „Ihr Sohn ist ein prachtvoller Bursche. Kiffen tun alle Jugendlichen mal, da würde ich mir keine Sorgen machen. Seien Sie froh, dass Ben nicht säuft, das ist gefährlicher. Vom Kiffen ist noch keiner süchtig geworden.“ Das war vor zehn Jahren, damals war ich erleichtert; heute weiß ich es besser!

Ben machte seinen Hauptschulabschluss, dann einen tollen Realschulabschluss in Kombination mit Sozialhelferausbildung. Mit 18 Jahren absolvierte er in Windeseile den Führerschein und bekam von Oma direkt ein Auto geschenkt. Irgendwie schien alles normal zu verlaufen. Später erzählte er mir, dass selbst die Führerscheinprüfung unter Drogeneinfluss stattfand. Freunde, die Ben besuchten, fanden sich hauptsächlich zum Bongrauchen ein. Vorbei war die Zeit der sportlichen Aktivitäten und Freizeitaktionen.

Ben hatte zwar eine feste Freundin, aber sie kam oft nicht mit seinen Stimmungsschwankungen zurecht. Hatte er kein Geld, um kiffen zu können, war er aggressiv. Vermehrt kam es zu Auseinandersetzungen zwischen uns. Immer noch glaubte ich, durch Sanktionen eine Abstinenz erzwingen zu können. Weit gefehlt – Ben war bereits süchtig. Das Dealen war seine sichere Einnahmequelle, obwohl er das damals vehement abstritt.

Mit 21 Jahren entschloss sich Ben, eine eigene Wohnung zu beziehen. Er hatte vom Opa ein kleines Erbe erhalten, von dem er seinen Lebensunterhalt bestreiten wollte. Zeitgleich brach Ben seine Ausbildung zum Erzieher ab und verdingte sich nebenbei als Postzusteller.

Nach wenigen Monaten wurde er komisch. Mittlerweile war er streng gläubiger Rastafari*, die Wohnung verkam zusehends, eine Hanfplantage

gedieh im Schlafzimmer und bei seinen häufigen Besuchen war Ben wortkarg oder schwieg gänzlich. Ben, der früher eine fleischhaltige, deftige Küche bevorzugte, lebte nun vegan und magerte zusehends ab. Manchmal attackierte er uns, meine Lebensgefährtin, seine Geschwister und mich, mit intoleranten Ausbrüchen, manchmal blickte er nur aus wirren Augen und verschwand wortlos.

Haile Selassie war nun Bens Gott, den er alle paar Minuten lauthals pries. Ben trug einen roten Turban und predigte seinen Glauben unablässig, nicht nur seiner Familie, sondern jedem Menschen, den er verbal erreichen konnte, und sei es nur für Momentaufnahmen, egal, ob beim Aldi oder auf der Straße. Schnell war uns klar, dass dies nicht mit Spinnerei abzutun war und wir beratschlagten im Familienrat, was zu tun sei. Dass Ben akut psychisch krank war, wollten wir uns zwar nicht eingestehen, aber es lag auf der Hand.

Die Entscheidung nahmen uns recht schnell fremde Menschen ab. Ben besuchte ein Reggae-Festival, auf dem er heftigst die Vierfältigkeit pries: Gott Vater, Gottes Sohn, den Hl. Geist und Adolf Hitler. Dies brachte ihm erst Prügel der Konzertbesucher ein, schließlich erschien die herbeigerufene Polizei, denn Ben blutete stark. Im Krankenhaus versuchte Ben zu flüchten, er gebärdete sich wild. So kam man zu dem Entschluss, ihn per PsychKG in die Psychiatrie einzuweisen. Diagnose: Paranoide Schizophrenie, akute Psychose.

Dort lehnte Ben Medikamente kategorisch ab, da Chemie seinen Körper nicht verseuchen sollte. Wir, seine Familie, besuchten ihn täglich und waren geschockt ob seines komplett verwirrten Zustandes. Da sein roter Turban aus einem langen Tuch bestand, nahm man ihm diesen ab, da nicht abzusehen war, ob suizidale Gefahr bestand. Ben trug nun einen roten Plastik-Obstkorb auf dem Kopf, da die rote Kopfbedeckung seinem Glauben nach Pflicht war. Als ihm auch dieser Korb genommen wurde, unternahm er den Versuch, sich mit einem gespitzten Bleistift (Ben zeichnete hervorragend Personal und Patienten und durfte deshalb Zeichenmaterial benutzen) ein Auge auszustechen, da er glaubte, durch dieses Auge könne er den Teufel sehen. Das Auge konnte gottlob gerettet werden! Ab da bekam er Medikamente im fixierten Zustand.

Es war bald möglich, Ben heimatnah verlegen zu lassen. Immer wieder unternahm er Fluchtversuche, einer gelang beinahe. Ben wurde ein Betreuer bestellt, er absolvierte seine gesetzte Zeit in der geschlossenen Abteilung und kam anschließend in die Tagesklinik. Sein Vater erklärte sich bereit, Ben erstmal bei sich wohnen zu lassen. Da Ben seine Medikamente regelmäßig nahm, eine Krankheitseinsicht scheinbar vorhanden war und die Zeit in der Tagesklinik ihm gefiel, schöpften wir Hoffnung, dass Ben gesunden würde.

Der Kontakt mit ihm war aufgeräumt, er schien reflektiert und angepasst und täuschte uns doch alle. Längst kiffte er wieder. Nun erfüllte er sich einen Herzenswunsch: Ein Hund wurde gekauft. Ben war immer ein leidenschaftlicher Tierfreund, kennt sich in der Zoologie sogar lateinisch aus. Ab jetzt war sein treuer Begleiter ein schlauer Mischlingsrüde. Hund und Herr kehrten in die eigene Wohnung zurück. Mittlerweile bezog Ben Arbeitslosengeld 2 und wurde wieder komisch. Mitten im Winter verschwand er plötzlich und ich ließ ihn durch die Polizei suchen. Nach einer Woche wurde er in einem Wald gefunden. Die Beamten äußerten sich verständnislos über meine Sorge und Suchaktion, schließlich sei keine Eigen- oder Fremdgefährdung erkennbar.

Ben erklärte sich einverstanden mit einer Einweisung in die Psychiatrie, diesmal auf der offenen Station. Aus Platzmangel sollte er auf der geschlossenen Abteilung überbrücken. Dort stellte sich schnell heraus, dass Ben wieder in einer akuten Psychose steckte und ihm wurden Medikamente verabreicht, die Krampfanfälle verursachten. Ben blieb einige Wochen in der Psychiatrie, wir konnten ihn täglich besuchen und zum Spaziergang heraus holen, was wichtig für Ben und seinen treuen Hund war, der bei uns blieb und sein Herrchen schmerzlich vermisste. Im Anschluss an den Klinikaufenthalt nahmen wir Ben bei uns auf. Seine Wohnung existierte noch, aber er sollte erstmal zur Ruhe kommen. Sein Betreuer glänzte in der gesamten Zeit durch Abwesenheit und Hilfeverweigerung.

Viele Gespräche mit Ben und sehr intensive Momente prägten damals unser Zusammenleben. In dieser Zeit versprach ich ihm, nie wieder die Polizei einzuschalten, sollte er abgänglich sein und ihn nie wieder in die Psychiatrie zu bringen, es sei denn er gefährde akut sich oder andere. Die Erfahrung machte mir deutlich, dass einer Gesundung Bens Nichtakzeptanz seiner Erkrankung im Wege stand. Für ihn waren wir anderen krank, da ungläubig. Keine Therapie kann unter solchen Bedingungen hilfreich sein.

Diese Zeit war aber nicht nur schön, sondern auch anstrengend. Ben lag nur noch auf dem Sofa, nervte wieder mit seinen Predigten und verschmutzte ansonsten die Räumlichkeiten, weil er einfach ein anderes Hygieneverständnis hat, als wir anderen Familienmitglieder. Im Frühsommer entschloss er sich, auf Wanderschaft zu gehen, um eine Rastafari-Gemeinschaft zu finden. Ich begrüßte die Idee, da ich meinen Sohn am gesündesten erlebte, wenn er im Einklang mit der Natur war und ich wünschte mir einfach nur Gleichgesinnte für ihn, damit er glücklich sein konnte. Wir, Familie und Freunde, konnten ihm dies nicht geben.

Drei Monate blieb Ben verschwunden. Dann signalisierte er, zurück zum „Rudel“ zu wollen. Zu Fuß hatte er es immerhin mit seinem kleinen Hund bis Paris gebracht und hatte dort unterm Eiffelturm in einer Grünanlage

als Clochard gelebt, nicht immer unter angenehmen Bedingungen, wie ich später erfuhr. Über Western Union und eine Mitfahrgelegenheit holten wir unseren Ben heim. Diese Zeit wird er sicher nie vergessen, und ein gehöriges Maß an Anerkennung wurde ihm von allen Seiten signalisiert. Irgendwie träumt doch jeder manchmal vom Aussteigen... Aber Ben wusste immer, dass er im Notfall auf seine Familie zählen kann.

Zwischenzeitlich habe ich einige Selbsthilfegruppen (Verwandte psychisch erkrankter Menschen, auch mit Doppeldiagnose) und seine Psychiaterin aufgesucht. Letztere legte mir nahe, meinen Sohn endlich „Dreck fressen“ zu lassen, ansonsten würde der Knoten nicht platzen können. Ich solle ihn nicht immer auffangen. Das war mir klar, schließlich erzähle ich das ständig den Eltern meiner Klienten; ich arbeite als Sozialarbeiterin in der Gefährdetenilfe. Aber beim eigenen Kind ist das etwas komplett anderes! Da agiert man unprofessionell.

Ben wohnte nun wieder bei uns, denn wir mussten seine Wohnung auflösen, da er vorhatte, nicht zurück zu kommen. Eine Räumung und die damit verbundenen Kosten interessierten ihn nicht. Überhaupt galt es die letzten Jahre immer wieder, dem Jungen die Konsequenzen seiner mangelnden Verantwortlichkeit zu ersparen, besonders in finanzieller Hinsicht.

Kaum war er wieder in Deutschland, kam der Moment, wo ich dies nicht mehr konnte: Nachts wurde Ben vor dem Haus verhaftet. Er war zum Kiffen spazieren gegangen. Dass ein Haftbefehl wegen Dealerei offen stand, wusste nur er. 17 Tage verbrachte Ben in U-Haft, bekam ein Urteil über sechs Monate auf drei Jahre Bewährung. Sämtliche berufliche Perspektiven sind nun gescheitert, war mein erster Gedanke. Ben belehrte mich eines Besseren: Er bezog eine neue Wohnung, arbeitete wieder als Postzusteller und es sah alles wieder einmal aus, als könnte man Hoffnung schöpfen. Natürlich kiffte Ben weiter, schließlich war auch das ein Muss des gläubigen Rastafari.

Einige Monate ging alles gut. Ben hatte Spaß an der Arbeit, er mochte seine Wohnung, die im Grünen lag. Eines Tages nahm er ein Lamm bei sich auf, das ein Schäfer, der seine Herde in der Nähe weidete, töten wollte, da das Muttertier das Kind nicht trinken lassen wollte.

Ben sorgte sehr gut für das Lamm, es gedieh prächtig. Bald holte er ein zweites Tier aus der Herde. Das Veterinäramt wurde durch Nachbarn informiert, Ben sollte die Tiere zurück geben. Vom Schäfer wusste er aber, dass dieser Lämmer, die nicht von der Mutter angenommen werden, tötete. Ben entschied, die Wohnung zugunsten der Tiere zu verlassen. Der Schäfer bot ihm seinen Wohnwagen an. Einen Monat lief alles gut. Der Schäfer zog bei einer Freundin ein, Ben lebte im Wohnwagen und vergrößerte seine kleine Herde. Am Schluss waren acht Lämmer auf ihn geprägt. Da erkannte der Schäfer, dass seine neue Freundin „balla-balla“ war und

forderte seinen Wohnwagen zurück. Ben und seine kleine Herde waren nun obdachlos. Mit Hilfe des Tierschutzes konnten sie in gute Hände vermittelt werden und Ben zog mal wieder bei uns ein.

Immer wieder legte ich ihm nahe, Wohnraum in der Nähe zu beziehen, was er aber rigoros ablehnte, da er befürchtete, in eine neue 1,50-Euro-Maßnahme vermittelt zu werden. In den letzten Jahren passierte dies etwa viermal, alle Maßnahmen vermasselte Ben. Nach einem heftigen Streit zog es Ben vor, in den Wald zu ziehen. Dort verbrachte er einige Wochen, kam zum Duschen und Essen zu uns.

Wieder magerte er zusehends ab, mittlerweile hatte sein Hund Flöhe. Ich bot ihm an, ihn wieder aufzunehmen, allerdings unter der Bedingung, dass sowohl er als auch sein Hund einen Kurzhaarschnitt und Flohbehandlung bekämen. Ben lehnte aus religiösen Gründen ab.

Seit einer Woche ist er verschwunden, der letzte Anruf kam aus Holland. Ich warte auf ein Lebenszeichen meines Kindes. Der Winter steht vor der Tür. Was mache ich, wenn er zurück ist? Was mache ich, wenn ich am Ende des Monats nichts von ihm gehört habe? Ich habe ihm mein Versprechen gegeben – keine Polizei, keine Psychiatrie.

„Vertraue mir nicht. Liebe mich.“ – Wer kann mir sagen, was er damit meint? Und wer kann mir sagen, wie es weiter geht?

(Mutter von Ben)

** Rastafari ist eine in Jamaika in den 1930er Jahren entstandene, heute weltweit verbreitete Glaubensrichtung, die aus dem Christentum entstanden ist und viele alttestamentliche Bezüge aufweist. Die Bewegung lehrt die Göttlichkeit Haile Selassies. (Quelle: wikipedia)*

Die schleichende Veränderung

So, jetzt haben wir erst mal alles Nötige angeschafft, jetzt können wir uns ein Kind leisten, schließlich sind wir ja schon fünf Jahre verheiratet. Probiert, geklappt ... unser Wunschkind kam im November 1978 zur Welt. Was für ein Kind! Zwar kein Haar auf dem Kopf, aber die Augen, dies Lächeln – einfach toll.

Unser Sohn wuchs in der Obhut der Familie auf, ihm fehlte es an nichts. Wir taten alles für ihn, genauso auch die beiden Omas und Opas. Die Jahre vergingen, alles lief mit unserem Wunschkind optimal. Warum denn noch ein zweites Kind? Wir hatten ja unseren Sohn und einem Kind kann man ja mehr bieten als mehreren!

Auch die Schulzeit verlief im Anfang ohne Probleme. Er ging gerne zur Schule und machte auch gerne seine Hausaufgaben. Tom war überall sehr beliebt und hatte viele Freunde. Wir waren richtig glücklich.

Mit der Zeit bzw. mit den Jahren änderten sich seine Freunde – und unser Sohn veränderte sich auch sehr. Die Schule wurde unwichtig, unsere Fragen wurden oft widerwillig oder schnippisch beantwortet, er kam oftmals nicht pünktlich zum vereinbarten Zeitpunkt heim. Wenn wir etwas sagten, wurde er oft laut und es gab Wortgefechte. Es begann eine Veränderung, die ich auf die Pubertät schob.

Im Inneren merkte ich aber, es ist etwas anderes mit ihm. So eine große Veränderung kann nicht nur an dem Alter liegen. Tom war 15 oder 16 Jahre alt. Die Schule wurde verlassen, es wurde gemeinsam eine Lehrstelle gesucht. Durch meine Kontakte bekam Tom dann auch einen Ausbildungsplatz in einer Druckerei. Die Prüfung wurde geschafft, aber auch wieder mal mit vielen Problemen und Anstrengungen. Die Veränderungen nahmen ihren Lauf. Mal ging es wirklich einige Tage gut, dann war es einfach wieder unmöglich.

Die Wochen, Monate, Jahre vergingen. Aus unserem einst so sonnigen Sohn wurde ein Sohn, den man oftmals schlecht einschätzen konnte. Wehe, wenn mal ein verkehrtes Wort gesagt oder zu viel gefragt wurde – besser nicht, der Ärger war sonst schon vorprogrammiert. Die Türen wurden zugeknallt. Tom war verschwunden, kam oft erst in der Nacht wieder. In dieser Zeit habe auch ich mich verändert. Ich wurde immer trauriger, weinte viel, wurde mit meinem Leben auch unzufrieden. Mein Ehemann arbeitete auch viel. Wenn er abends nach Hause kam, wollte ich ihn mit den Problemen nicht mehr belasten.

Inzwischen war unser Sohn schon 23 oder 25 Jahre alt. Das Zusammenleben wurde immer schwieriger. Die Lösung war endlich für beide Parteien in Sicht – dachten und hofften wir. Tom wollte ausziehen und sich eine Wohnung nehmen. Schnell hat er auch eine gefunden. Wir halfen beim Umzug, wir zahlten die Kautions, ich putzte regelmäßig die Wohnung, jetzt wird alles gut.

Gar nichts wurde gut. Täglich mehrere Anrufe, finanziell kam er nicht klar, das ‚arme Kind‘ hatte immer Hunger, hatte kein Geld für Essen und Trinken. Mutter sollte immer helfen – wehe nicht. In dieser Wohnung fühle er sich dann nicht mehr wohl. Die nächste Wohnung wurde bezogen – alles ging wieder von vorne los.

Durch mehrere Selbstmordversuche erfuhren wir nun endlich die ganze Wahrheit. Das was ich in letzter Zeit schon länger vermutet hatte, wurde nun offiziell durch die Ärzte bestätigt. Er nahm seit Jahren Drogen – inzwischen auch schon die Härteren.

Mehrere Entgiftungen wurden gemacht, Therapien nahm er nicht wahr. Schrecklich, schrecklich, schrecklich. Hoffnung, Enttäuschung, Hoffnung, Enttäuschung, so ging es immer weiter.

Zu den Drogenproblemen kamen nun noch seine seelischen Probleme. Er tickte immer öfter aus, wurde in seinen Phantasien von kriminellen Typen verfolgt, die ihm nach dem Leben trachteten. In seinen Phantasien wollten diese Typen auch mir etwas tun, er schickte mir schon mehrmals die Polizei nach Hause, weil ja gerade wieder diese bösen Typen seiner Mutter etwas tun wollten.

In seiner Wohnung wollte er sich gar nicht mehr aufhalten, fühlte sich in keinem geschlossenen Raum wohl, irrte oft nachts stundenlang durch die Gegend, sogar auch schon ohne Schuhe. In einer solchen Situation hielt Tom nachts eine Polizeistreife an, die ihn vor den „Typen“ schützen sollten – er kam ins Krankenhaus. Dort wurde eine „Doppeldiagnose“ festgestellt. Es folgte nach dem Krankenhausaufenthalt eine Entgiftung, danach eine Therapie, die Tom nach etwa einem Monat beendete. Dann wieder Krankenhaus, Entgiftung, Krankenhaus, Entgiftung usw...

Im vergangenen Jahr suchte ich nun Kontakt zu Gruppen, die den Eltern und Angehörigen Hilfe anbieten. Ich habe mit vielen Personen telefoniert, u. a. wandte ich mich an einen Elternkreis. Die Leiterin Heidi hörte mir geduldig zu, gab mir Ratschläge und sprach mir Trost zu. Kurz gesagt: durch die Gespräche half sie mir. Es war etwa November 2010. Sie lud mich zum Weihnachtstreff des Elternkreises ein. Zum Glück bin ich hingegangen. Ich merkte sehr schnell, dass ich nun mit meinen vielen Problemen gar nicht alleine auf der Welt war. So viele und vor allem so nette Leute haben auch diese Sorgen mit den Kindern. Wann immer ich es nun einrichten kann, nehme ich an den Treffen teil. Es bringt mir sehr viel und vor allem, ich gebe mir nicht mehr die alleinige Schuld, versagt zu haben.

Inzwischen hat Tom auch einen Schritt unternommen. Er hat seinen Wohnort – also sein bisheriges Umfeld – verlassen. Er wohnt nun in einer betreuten Wohngruppe in Essen. Er hat wieder eine Therapie beantragt – die zweite, er will von allem loskommen, aber ... Ich hoffe mal wieder, sehe doch jetzt vieles klarer, vor allem mache ich mir keinerlei Vorwürfe mehr. Tom ist auf dem Weg – und ich auch.

(Mutter von Tom)

Auf der Achterbahn der Gefühle

Ohnmacht, Ohnmacht, tausend mal Ohnmacht... Es ist der blanke Horror, ein Albtraum, aus dem man nicht erwacht. Jahr um Jahr kein Ende in Sicht. Keine Hoffnung, keine Freude, kein Licht. Dieser Schmerz ist unerträglich.

All die Jahre vergebens? Nichts wird mehr, wie es war! Zerbrochen alles! Nur eine kleine Reserve an Kraft – zum Weiterleben, Weiterkämpfen. Wie lange wird sie noch reichen? Gedanken und Gefühle kreisen. Achterbahn und freier Fall in einem. Wie schlimm kann es noch werden? Wo ist das Ende? Wann hört es auf?

So ungefähr habe ich gedacht und gefühlt, als ich die Realität nicht mehr verdrängen konnte: Mein Sohn Maik ist drogenabhängig.

Die Geschichten gleichen sich. Ein liebes Kind, alles normal. Die Schule lief gut. Dann die Pubertät. Im Gegensatz zu anderen habe ich immer gleich das Schlimmste geahnt und befürchtet. Als Maik heimlich rauchte, hab ich schon Sorgen gehabt, dass danach Drogen kommen könnten. Als ich den ersten Beweis im Zimmer fand (ein Tütchen mit Gras und eine Bong), war ich außer mir. Ich sprach Maik sofort darauf an, aber er beruhigte mich nur und sagte, dass alles halb so schlimm sei.

Da seine schulischen Leistungen extrem schlecht wurden, schob ich das natürlich sofort auf die Drogen. Ich redete mit ihm stundenlang, gab irgendwann Verbote oder Taschengeldentzug, aber alles half nicht. Über tausend Euro habe ich für Nachhilfeunterricht ausgegeben, ohne größeren Erfolg. In der 10. Klasse des Gymnasiums hätte er wiederholen müssen. Das wollte Maik nicht und so machte er auf der Realschule noch mal die 10. Klasse. Dort lernte er seine Freundin kennen und es sah aus, als wenn er vernünftiger wurde. Seine Freundin rauchte nicht, trank nicht, war gut in der Schule und ein liebes Mädel.

Ich hatte Hoffnung. Wenn ich es schon nicht schaffte, ihn zur Vernunft zu bringen, dann vielleicht sie. Und tatsächlich, er ging zur Drogenberatung. Allerdings nur zwei Mal. Es bringt ihm nichts und er schaffe das schon alleine. Aber zu Hause wurde es schlimmer. Maik war extrem launisch und gereizt. Sein Zimmer sah aus wie eine Müllhalde. Er bekam damals pro Woche zehn Euro Taschengeld und ich gab es immer erst Ende der Woche unter der Bedingung, dass sein Zimmer aufgeräumt wird. Das klappte eine Zeit.

Irgendwann war es ihm egal. Maik klaute einfach Geld, entweder von mir oder woanders. (Ich will mir gar nicht ausmalen, woher...) Wenn ich in seinem Zimmer irgendetwas fand, was nach Drogen aussah oder damit zu tun hatte, warf ich es weg und musste danach jedes Mal einen Tobsuchtsanfall von ihm ertragen, aber das war mir egal. Inzwischen wurde Maik von der Polizei bei einer Kontrolle mit drei Gramm Gras erwischt und es folgte eine Anzeige.

Kurioserweise schaffte er seine Schule mit der Abschlussnote 2,3. Ich schöpfte Hoffnung. Seine erste Bewerbung für eine Lehre klappte sofort! Von 50 Bewerbern wurden nur drei ausgewählt und Maik hatte es geschafft. Ich war nach langer Zeit endlich mal wieder stolz auf ihn, aber ich hatte immer die Angst im Nacken, dass er es nicht durchhält. Zu oft hatte Maik mich enttäuscht.

Sein 18. Geburtstag wurde schön gefeiert. Familie und Freunde waren da. Maik bekam von Oma und Opa einen Roller als Anreiz, die Fahrschule zu absolvieren. Die hatte er zwar schon angefangen, aber nicht beendet – bis heute hat er drei Anläufe für die Fahrschule gemacht und jedes Mal abgebrochen. Entweder war der Lehrer doof oder das Auto war zu blöd. Die anderen waren sowieso immer an allem Schuld!

Von mir bekam Maik einen Gutschein für eine Reise nach London, wo er immer mal hinwollte. Bis heute hat er die Reise nicht angetreten. Die Spannungen zu Hause wurden größer. Es war fast unerträglich. Mein Mann, der nicht der leibliche Vater ist, gab mir die Schuld am ganzen Fehlverhalten. Ich saß zwischen den Stühlen. Ich liebte meinen Sohn, auch wenn ich ihn manchmal auf den Mond schießen konnte, aber ich verstand auch meinen Mann, der sichtlich mit allem überfordert war. Meine Nerven waren am Ende.

Unter Tränen fragte ich Maik einmal, was ich hätte anders machen sollen und warum er mit den Drogen angefangen hat. Er sagte, alles war richtig und ich sei die beste Mutter der Welt und umarmte mich. Ich solle mir keine Sorgen machen. Alkohol sei viel schlimmer. Maik nahm Drogen aus Partylaune, einfach mal ausprobieren. Der, der ihm damals die ersten Drogen besorgte, ist heute sein einziger und wichtigster „Freund“. Durch Nichts und Niemanden lässt sich Maik von ihm abbringen.

Die Lehre fing an und es sah am Anfang ganz gut aus. Neue Leute, neue Lehrer. Alles war spannend und Maik bekam gutes Lehrlingsgeld (... leider, denn so hatte er reichlich Euro für Drogen). Aber es dauerte nicht lange, da waren die Lehre doof, die Mitschüler blöd und überhaupt Alles! Wie immer. Ich kannte das schon.

Die Freundin verließ Maik, weil sie seine Launen und Drogenexzesse nicht mehr ertragen wollte. Ich kann sie gut verstehen. Jetzt fiel Maik allerdings in ein tiefes Loch. Er ging schon seit Tagen nicht mehr zur Arbeit und eines Morgens kam er völlig apathisch aus seinem Zimmer mit einem Bild seiner Freundin in der Hand, völlig zugehöhnt und sein linker Unterarm war kreuz und quer geritzt und blutverschmiert. Dann sagte er, alles habe keinen Sinn mehr. Ich war völlig geschockt und bekam einen Nervenzusammenbruch. Ich hatte Schreianfälle, Weinkrämpfe und musste mich ständig übergeben. Es war furchtbar. Maik muss darüber so erschrocken

gewesen sein, dass er einen Notarzt rief. Nach 15 Minuten kam der Arzt. Ich hatte mich etwas beruhigt. Zum Glück war der Arzt geistesgegenwärtig und bot Maik an, in die Klinik zu gehen. Er war ja inzwischen volljährig und konnte selbst entscheiden. Ich war froh und schöpfte neue Hoffnung. Nach 2 Stunden kam Maik wieder zurück. Es war kein Bett frei! Sie riefen sofort an, wenn was frei wird. Heute würde ich hartnäckiger sein und auf einer Einweisung beharren. Schließlich war er ein Notfall und extrem Selbstmordgefährdet. Aber Maik konnte sich immer gut verstellen und so wirkte er auf die Ärztin relativ normal. Mir ging es zunehmend schlechter. Der Schock hatte mir im wahrsten Sinne des Wortes die Sprache verschlagen.

Ich konnte fast drei Monate nicht mehr sprechen oder nur automatisiert. Das Nötigste eben. Ein paar Tage später kam plötzlich ein Anruf, dass in einer Drogenklinik kurzfristig ein Patz frei wurde. Maik wollte das dieses Mal „durchziehen“, denn er hatte auch gemerkt, dass es so nicht weiterging. Später sagte er, dass er nur mir zu Liebe hingegangen ist. Ich schöpfte wieder Hoffnung, aber nach drei Tagen brach Maik die Behandlung ab. Ärzte blöd, Pfleger doof usw. Wieder die Anderen. Er bräuchte erst mal Abstand, ließ sich für zwei Wochen krankschreiben und fuhr in dieser Zeit nach Berlin zu seiner Cousine. Danach versprach Maik mir hoch und heilig, dass er ab 3. Januar wieder zur Lehre ging. Weihnachten war eine Katastrophe. Die Nerven lagen blank. Keiner wusste, was werden soll und Maik war eine tickende Zeitbombe, immer kurz davor, zu explodieren. Wenn es ganz schlimm wurde, zerschlug er Möbel oder Türen und warf mir die furchtbarsten Worte an den Kopf. Im nächsten Moment entschuldigte er sich unter Tränen und war am Boden zerstört. Wir waren alle hilflos.

Am Abend vor dem 3. Januar war Maik wieder guter Dinge und freute sich auf den nächsten Tag. Der Morgen kam, und er kam natürlich nicht aus dem Bett. Ich war wütend auf mich, dass ich ihm geglaubt hatte, mal wieder. Ich hatte es doch geahnt, gewusst, dass Maik nicht geht. Aber ein Funken Hoffnung bleibt eben immer. Da ich inzwischen nur noch ein seelisches Wrack war, kam mein zweiter Nervenzusammenbruch, wieder Schreikrämpfe, Weinen und Erbrechen. Dieses Mal beeindruckte das Maik wenig. Er äffte mich sogar nach. Da wurde ich so wütend, dass ich ihn rausschmiss. Mir war in diesem Moment alles egal – egal wo er hinging, egal, ob er sich was antut, egal. Es war furchtbar. Ich stand auf dem Balkon und hatte in diesem Moment nur einen Wunsch: ich wollte, dass es aufhört, dieser Schmerz, diese Ohnmacht!

Mir kam es wie eine Ewigkeit vor, als ich da stand. So weit war es nun gekommen! Ich wollte nicht mehr leben. Ich dachte weder an mein Kind, meine Familie oder Freunde. Alles war leer und ich konnte es nicht mehr aushalten. Aber irgendein Instinkt sagte mir, ich muss mir Hilfe suchen. Ich packte eine Tasche mit dem Nötigsten und ging zuerst zu meiner Hau-

särztin. Die schickte mich sofort in die Klinik. Ich hatte inzwischen eine schwere Depression. Ich bekam Medikamente, Gespräche, Therapien. Ich machte alles mit, denn ich wollte unbedingt, dass es mir besser ging. Und es wurde besser. Nach fast vier Jahren konnte ich zum ersten Mal wieder richtig schlafen. Und ich konnte wieder reden – alles sprudelte aus mir heraus, meine ganzen Ängste und Nöte. Nach drei Wochen konnte ich nach Hause.

Maik schrieb mir am Anfang noch böse SMS, voller Vorwürfe und Beleidigungen, um sich im nächsten Moment wieder dafür zu entschuldigen und mir zu sagen wie sehr er mich lieb hat. Ich brach den Kontakt fast ab und antwortete nur auf anständige SMS oder Anrufe. Ich selbst agierte nicht mehr, sondern reagierte nur noch. Maik Sohn hatte inzwischen eine kleine Wohnung bezogen, die ich Monate vorher organisiert hatte. Ich half beim Einzug mit dem Nötigsten, hielt mich aber weitestgehend raus. Nun hatte ich keine Kontrolle mehr, aber ich hatte etwas Frieden zurück gewonnen. Auf die Anzeige der Polizei damals folgte ein halbes Jahr später eine Gerichtsverhandlung, bei der ich nicht dabei war. Maik bekam die Auflage für sechs Mal Drogenberatung und zwei Mal Screening. Er ignorierte das Ganze. Wieder ein halbes Jahr später die zweite Vorladung. Diese mal war ich dabei. Die Richterin war streng und mir sehr unsympathisch. Sie bezog mich kein einziges Mal in die Verhandlung ein und ignorierte mich völlig. Sie verwarnte meinen Sohn, gab ihm die gleichen Auflagen plus 50 Sozialstunden und sagte, dass dies seine letzte Chance sei. Beim nächsten Verstoß käme er ins Gefängnis.

Der Kontakt zu Maik war mal gut, mal schlecht. Je nach seinen Launen. Nach fünf Monaten erfuhr ich, dass er seine Lehre nun endgültig aufgegeben hatte. Es wäre nicht das Richtige für ihn. Da ich für den Mietvertrag bürgte, musste ich nun die Wohnung meines Sohnes kündigen. Es stellte sich heraus, dass Maik drei Monate Mietschulden hatte und 800 Euro minus auf seinem Konto. Er war in dieser Zeit am Boden zerstört. Keine Freundin, keinen Job, keine Perspektive und immer wieder Selbstmordgedanken. Oft sagte Maik mir, dass er mir doch nur Probleme und Sorgen bereite, aber er möchte, dass ich ein schönes Leben führe, also wäre es besser, wenn er nicht mehr leben würde.

Was für eine Verzweiflung. Was sollte ich tun? Maik wollte mit Niemandem außer mit mir reden. Aber ich war überfordert. Ich bin kein Arzt. Er weinte, flehte, ich sei die Einzige, die ihn noch versteht, der er sich anvertrauen kann. Aber ich verstand ihn schon lange nicht mehr. Maik war mir so fremd geworden, hatte mich so oft enttäuscht und tief verletzt. Und doch, es ist und bleibt mein Kind, mein Einziges. Ich will die Hoffnung nicht aufgeben. Ich bezahlte alle seine Schulden, um den Berg von Problemen wenigstens ein wenig kleiner zu bekommen. Allerdings muss er mir von seinem monatlichen Kindergeld je 30 Euro zurückzahlen, damit es nicht ganz so leicht für ihn wird. Nun beschloss Maik, doch sein Abitur nachzuholen.

Aber der September war bereits um, und so musste er fast elf Monate überbrücken.

In der ersten Zeit bekam er noch Arbeitslosengeld, dann wurde es enger, aber es ging ihm gut. Maik hat ein ganzes Haus für sich allein. Das gehört seinem Vater, aber der wohnt inzwischen in einer anderen Stadt. Maik muss keine Miete bezahlen und bekommt noch jeden Monat von seinem Vater Geld zum „Leben“. Das geht natürlich für Drogen drauf.

Von mir bekommt er kein Bargeld mehr. Ich gehe jeden Freitag mit ihm einkaufen und hole, was er braucht. Mein Exmann, der Vater von Maik, weiß zwar, dass er Drogen nimmt, sieht das Ganze aber nicht so verbissen. Manche brauchen eben länger, bis sie den richtigen Weg gefunden haben – so sein Argument. Er hat ja auch nichts miterlebt und kümmert sich minimal um die Belange seines Kindes, außer mit Geld.

Elf Monate lebte Maik nun glücklich und zufrieden so vor sich hin. Er konnte in den Tag hinein leben, mit seinem Drogenkumpel kiffen und hatte keinerlei Pflichten zu erfüllen. Inzwischen kam ein Brief von der Staatsanwaltschaft mit einer erneuten Vorladung. Dieses Mal kannte die Richterin kein Erbarmen und setzte zwei Wochen Arrest an. Wie das jetzt in der Praxis aussieht, weiß ich noch nicht. Ob die sich anmelden, oder ob sie Maik einfach abholen – keine Ahnung.

Auf der einen Seite habe ich die Vorstellung, dass er ins Gefängnis geht und danach vielleicht eine positive Wendung erreicht wird; andererseits denke ich, dass Maik daran zerbrechen würde, da er psychisch extrem labil ist. Er sagt immer zu mir: die kriegen mich nicht! Eher bringe ich mich um! Nun hat mein Sohn schon so oft mit Selbstmord gedroht, dass alle zu mir sagen, der macht das eh nicht, aber meine Angst bleibt.

Seit August geht Maik wieder zur Schule, um das Abitur nachholen. Ich glaube inzwischen an nichts mehr und versuche mich an jedem Tag zu erfreuen, der gut läuft. In den ersten zwei Wochen war Maik wieder ganz euphorisch. Alles neu und cool. Sogar zum Klassensprecher wurde er gewählt. Aber ich denke, diesen Rhythmus hält er nicht lange durch. Er ist viel zu unkonzentriert, vergesslich, extrem leicht reizbar oder extrem depressiv.

Manchmal bin ich einfach nur wütend, dass alles so gekommen ist. Bin wütend auf den Staat, der dieses Problem nicht in den Griff bekommt, wütend auf mich, dass ich es nicht in den Griff bekommen habe, wütend auf Maik, dass er mein Leben so unruhig gemacht hat. Ich hatte auch Träume und Ziele, Maik war ein Teil davon. Jahre habe ich gekämpft und frage mich jetzt wofür? Der Elternkreis gibt mir Trost und neue Kraft, aber ich bin noch lange nicht so weit, um die Dinge mit Abstand zu betrachten. Die Geschichten und Gespräche der anderen Eltern machen ein wenig Mut, sie machen mir aber auch Angst, wenn ich höre und lese, was alles noch auf mich zukommen könnte.

(Mutter von Maik)

„Wir hoffen, dass er sein Glück begreift!“

Aus unserem sensiblen Sohn Alexander wurde ein junger Mann, mit einem sehr guten Abiturabschluss und der Chance ein Stipendium für ein Chemiestudium an einer Universität zu bekommen. In seinem Freundeskreis war er anerkannt und sehr beliebt. Und wir waren stolze Eltern.

Sein Freundeskreis änderte sich jedoch bald und auch sein Verhalten uns gegenüber. Wir glaubten an einen ‚Generationskonflikt‘ – dass Drogenkonsum die Ursache sein könnte, daran haben wir nicht einmal im Traum gedacht. So etwas passiert in anderen Familien, doch nicht bei uns!

Mit 20 Jahren zog unser Sohn mit zwei ehemaligen Mitschülern in eine WG. Da nun die fast täglichen Auseinandersetzungen mit uns ein Ende hatten, waren wir nicht böse darüber.

Alexander studierte im 1. Semester Biotechnologie und wir dachten immer noch es sei soweit alles in Ordnung. Im 2. Semester beichtete er uns intensiven Konsum von Cannabis, nachdem er seinen Alltag nicht mehr geregelt bekam und wir ihn immer wieder auf seinen sichtbaren Gewichtsverlust und sein schlechtes Aussehen angesprochen haben.

Seit seinem 17. Lebensjahr kiffte unser Sohn und wir haben nichts gemerkt! Wir fielen in ein tiefes Loch.

Es folgte das ganze Register einer Suchterkrankung:

Angstzustände, dass er sich nicht mehr getraute das Haus zu verlassen, Entziehungserscheinungen mit Schweißausbrüchen, Heulkrämpfen, Herzrasen, Schlafstörungen. Verwahrlosung, Verlieren der Tagesstruktur. Wir reagierten panisch und versuchten ihm zu helfen, indem wir ihn von einem Arzt zum anderen und von einer Beratungsstelle zur anderen schleiften. Alles erfolglos – nach kurzer Abstinenz erneuter Konsum, nun auch noch zusätzlich Alkohol in Massen und bei jedem Mal ein tieferer Fall.

Wir mussten ihm doch aber helfen! Und so begann alles wieder von vorn. Abgebrochene Klinikaufenthalte und abgebrochene Therapien, Auseinandersetzungen mit uns.

Bei ihm kam es nach weiterem Genuss von Cannabis zu den sogenannten Bewusstseinsweiterungen. Alexander fühlte sich als Vertreter Gottes und hatte seiner Meinung nach telepathische Fähigkeiten. Die Ärzte sprachen von drogeninduzierter Psychose. Er bekam Neuroleptika, die er nicht vertrug und darum nicht mehr nahm. Und wieder begann alles von vorn. Sechs Jahre sind nun vergangen. Eine Therapie steht an, deren Ziel es ist, Selbstachtung und Selbstbewusstsein aufzubauen, um das normale Leben und Krisen ohne Suchtmittel bewältigen zu können.

Wir hoffen, dass er sein Glück begreift, jetzt auch ohne Medikamente nicht psychotisch zu sein. Die Gefahr, nach erneutem Cannabiskonsum eine irreversible Schizophrenie zu bekommen, ist groß.

2008:

Der bereits bewilligte Therapieantrag verfiel. Unter anderem durch einen personellen Wechsel in der Betreuung unseres Sohnes durch die örtliche Drogenambulanz. Wie unterschiedlich doch die Arbeitsweisen waren: eine sehr engagierte Mitarbeiterin hatte es in mühevoller Kleinarbeit geschafft, unseren Sohn so zu motivieren, dass er bereit für eine stationäre Langzeittherapie war.

Mit der neuen Betreuerin standen nur nette Gespräche an, die ihm nach seinen Worten auch nicht weiterhalfen, und seine Einstellung, eine Therapie zu machen (hätte neu beantragt werden müssen), wich wahrscheinlich der Angst vor der eigenen Courage.

2009:

Unser Sohn lehnte es ab, weiter die Drogenberatung zu besuchen. Nach seinen jetzigen Schilderungen lag sein Hauptproblem Ende 2008 in seinem übermäßigen Alkoholenuss. Daraus resultierten wieder chaotische Zeiten:

Verlust von wichtigen persönlichen Unterlagen (Kreditkarte, Chipkarte, Personalausweis), mehrere Notaufnahmen in die Uniklinik unter anderem wegen zerschlagenem Gesicht, abgetrennter Fingerkuppe und Bewusstlosigkeit.

Er mied wieder einmal den Kontakt mit uns, war für alle einfach nicht zu erreichen.

2010:

Endlich die Wende!

Nach mehreren gescheiterten Versuchen ihn in Ausbildung oder Arbeit zu vermitteln, bekam er Anfang des Jahres von seiner Fallmanagerin (Betreuerin Hartz IV) die Aufgabe, sich Gedanken über seinen zukünftigen Werdegang zu machen und ein realisierbares Konzept dazu vorzulegen.

Er hatte sich eine Ausbildung zum Web Designer (Zertifikat) an der Fernschule Darmstadt ausgesucht. Ein Bildungsgutschein dazu wurde bewilligt. Und so hatte er bis zum Jahresende eine Menge zu lernen. Die Abschlussprüfung hat er mit voller Punktezahl bestanden. Nebenbei belegte er auch noch einen internationalen Internetkurs auf dem Gebiet Webdesign, den er auch mit sehr gutem Ergebnis abschloss. Wir staunten nicht schlecht über die Willenskraft unseres Sohnes. Nach eigener Einschätzung war dies alles nur möglich, weil er seit Beginn des Lehrganges abstinenter geblieben ist und zusätzlich das Rauchen eingestellt hat.

2011:

Am Beginn dieses Jahres erhielt unser Sohn die für ihn nächste schwierige Aufgabe: Er hatte sich mit Terminstellung bei 10 Firmen zu bewerben. Vor den daraus resultierenden 4 Vorstellungsgesprächen hatte er mächtige Angst... und wir mit ihm, wie man sich denken kann.

Unter dem Motto „alles wird gut“ bekam er 4 Zusagen und konnte sich

seine Praktikumsstelle aussuchen, die zum Jahresende endet. Er zeigt ein großes Engagement und hofft danach auf eine feste Anstellung.

Nach der für ihn schlimmen Zeit sind nun anderthalb Jahre vergangen und unsere Geschichte verläuft fast wie im Märchen:

Aus unserem Sorgenkind ist nun ein reifer, erwachsener junger Mann geworden, der genau weiß was er will und der sich momentan anspruchsvolle Ziele steckt, die er bis jetzt konsequent und mit großer Motivation meistert.

Nach eigenen Angaben haben ihm Bestätigung und Wertschätzung aus seinem jetzigen sozialen Umfeld ein neues Selbstwertgefühl gegeben.

Wir sind glücklich und sehr stolz auf ihn.

Ob diese Wende eine endgültige sein wird, wird die Zukunft zeigen. Unsere Angst vor einem erneuten Rückfall werden wir wohl nie verlieren.

(Mutter von Alexander)

Teil 3
Literatur-
empfehlungen

Marc Walter, Euphrosyne Gouzoulis-Mayfrank (Hg.):
**„Psychische Störungen und Suchterkrankungen:
Diagnostik und Behandlung von Doppeldiagnosen“**
Kohlhammer-Verlag Stuttgart, 1. Auflage 2013, 226 Seiten
ISBN-10: 3170224913
ISBN-13: 978-3170224919

Jörg Daumann, Euphrosyne Gouzoulis-Mayfrank (Hg.):
**„Amphetamine, Ecstasy und Designerdrogen“
(Sucht: Risiken – Formen – Interventionen)**
Kohlhammer-Verlag Stuttgart, 2015, 171 Seiten
ISBN-10: 3170233599
ISBN-13: 978-3170233591

William R. Miller, Stephen Rollnick:
„Motivierende Gesprächsführung“ (Motivational Interviewing)
3. Auflage des Standardwerks, Lambertus-Verlag Freiburg, 2015
Übersetzung der 3. amerik. Auflage, 484 Seiten
ISBN-10: 378412545X
ISBN-13: 978-3784125459

Michaela Amering, Margit Schmolke:
„Recovery – Das Ende der Unheilbarkeit“
Psychiatrie Verlag Bonn, 5. überarbeitete Auflage 2012, 432 Seiten
ISBN: 978-3-88414-540-1

Asmus Finzen:
„Schizophrenie – Die Krankheit verstehen, behandeln, bewältigen“
Psychiatrie Verlag Bonn, 1. Auflage, 2011, 252 Seiten
ISBN: 978-3-88414-522-7

Josef Bäuml:
„Psychosen aus dem schizophrenen Formenkreis“
Ein Ratgeber für Patienten und Angehörige.
Springer Verlag, Berlin (2. Auflage) 2008, 192 Seiten
ISBN: 978-3-540-43646-1

Helene und Hubert Beitler:
„Zusammenwachsen. Psychose, Partnerschaft und Familie“
Balance Buch und Medienverlag, 2008, 208 Seiten
ISBN: 978-3-86739-023-1

Thomas Bock:
„Umgang mit psychotischen Patienten“
Psychiatrie Verlag Bonn, Neuauflage 2010 / 7. Auflage, 143 Seiten
ISBN: 978-3-88414-507-4

Thomas Bock:

„Achterbahn der Gefühle – Mit Manie und Depression leben lernen“

Balance Buch und Medienverlag, 3. Auflage 2012, 208 Seiten

ISBN: 978-3-86739-022-4

Euphrosyne Gouzoulis-Mayfrank:

„Komorbidität Psychose und Sucht – Grundlagen und Praxis“

Steinkopff Verlag Darmstadt, 2007, 2. erweiterte Auflage, 380 Seiten

ISBN: 978-3-7985-1768-4

Nils Greve, Margret Osterfeld, Barbara Diekmann:

„Umgang mit Psychopharmaka“ Ein Patientenratgeber

Balance Buch und Medienverlag, 3. überarbeitete Auflage 2011,
272 Seiten

ISBN: 978-3-86739-068-2

Robert Hemfelt, Frank Minirth und Paul Meier:

„Mut zur Liebe – So gelingt ein Leben frei von Zwängen“

Gerth-Medien, 10. Auflage, 2010, 358 Seiten

ISBN: 978-3-89437-210-1

Udo Küstner & Gisela Beckmann-Többen:

„Bekifft und abgedreht – Wenn Cannabis zum Problem wird“

Balance Buch und Medienverlag, 2007, 191 Seiten

ISBN: 978-3-86739-021-7

Frieder Niestrat und Harald Sadowski:

„Psychose und Sucht – Behandlung und Rehabilitation“

Psychiatrie Verlag Bonn, 1. Auflage 2010, 376 Seiten

ISBN: 978-3-88414-503-6

Franz Moggi:

„Doppeldiagnosen – Komorbidität psychischer Störungen und Sucht“

Hans Huber Verlag, 2. überarbeitete Auflage 2007, 300 Seiten

ISBN: 978-3-456-94365-7

Stefan Weinmann:

**„Erfolgsmythos Psychopharmaka – Warum wir Medikamente in der
Psychiatrie neu bewerten müssen“**

Psychiatrie Verlag Bonn, 2008, 264 Seiten

ISBN 978-3-88414-455-8

Sybille Prins (Hg.):

„Vom Glück – Wege aus psychischen Krisen“ (eBook)

Psychiatrie Verlag Bonn, 2009, 160 Seiten

ISBN 978-3-88414-767-2

Adressen

Bundesverband der Elternkreise suchtgefährdeter und suchtkranker Söhne und Töchter e.V. (BVEK)

Geschäftsstelle
Braunsbergstraße 23
48155 Münster
Tel. 02 51 / 1 42 07 - 33
info@bvek.org
www.bvek.org

Bundesverband der Angehörigen psychisch Kranker e. V. (BapK)

Oppelner Straße 130
53119 Bonn
Beratungshotline: 01 80 / 5 95 09 51
Tel. 02 28 / 71 00 24 00
bapk@psychiatrie.de
www.bapk.de

Deutsche Fachgesellschaft Psychose und Sucht (DFPS)

Frau Dartsch / c.o. Arbeiter-Samariter-Bund
Faßbacher Hof gGmbH
Neuenhausgasse 15
51375 Leverkusen
Tel. 02 14 / 5 30 26
Fax 02 14 / 5 30 27
dfps.verwaltung@gmail.com
www.dfps.de

Deutsche Hauptstelle für Suchtfragen e.V. (DHS)

Westenwall 4
59065 Hamm
Tel. 0 23 81 / 90 15 - 0
info@dhs.de
www.dhs.de

DER PARITÄTISCHE – Gesamtverband

Oranienburger Straße 13 - 14
10178 Berlin
Tel. 0 30 / 2 46 36 - 0
www.paritaet.org

Weitere Webadressen

Die Drogenbeauftragte der Bundesregierung

www.drogenbeauftragte.de

Bundesministerium für Gesundheit (BMG)

www.bmg.bund.de

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA)

www.bzga.de

Bundesweite Sucht & Drogen-Hotline: 0 18 05 / 31 30 31

www.sucht-und-drogen-hotline.de

www.psychose.de

Mit der Website Psychose.de möchten wir alle Beteiligten in ihrer Kompetenz stärken:

Für Erfahrene, dass sie zu Experten ihrer Erkrankung werden und ihre Therapie aktiv, verantwortlich und gleichberechtigt mitbestimmen, für Angehörige, dass sie besser beistehen und zugleich auf sich selbst achten können und für Profis, dass sie sich öffnen für subjektive Erfahrungen und eine möglichst gleichberechtigte Zusammenarbeit.

www.kompetenznetz-schizophrenie.de

Das KNS ist ein Forschungsverbund mit den Zielen: die Lebensqualität von Menschen mit der Diagnose Schizophrenie zu verbessern, das Wissen über diese psychische Erkrankung bei verschiedenen Zielgruppen zu steigern, gemeinsam innovative Forschung zu betreiben, Expertise im Bereich Schizophrenie zu vernetzen, wissenschaftliche Erkenntnisse zeitnah in die Versorgung zu transferieren.

www.depressionen-portal.de

Ratgeber Depressionen; Informationen und Tipps zu Depressionen

<http://www.drugcom.de>

drugcom.de ist ein Projekt der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA). Das Internetportal informiert über legale und illegale Drogen und bietet Interessierten und Ratsuchenden die Möglichkeit, sich auszutauschen oder auf unkomplizierte Weise professionelle Beratung in Anspruch zu nehmen. Ziel des Angebots ist es, die Kommunikation über Drogen und Sucht anzuregen und eine selbstkritische Auseinandersetzung mit dem eigenen Konsumverhalten zu fördern.

www.elternberatung-sucht.de

ELSA – Elternberatung bei Suchtgefährdung und Abhängigkeit von Kindern und Jugendlichen



Der Bundesverband der Elternkreise suchgefährdeter und suchtkranker Söhne und Töchter (BVEK) e. V. ist ein überparteilicher und überkonfessioneller Zusammenschluss von rund 60 örtlichen Elternkreisen und ihren Landesverbänden. Er wurde im Jahr 1973 gegründet. In ihm sind bundesweit ca. 1.000 betroffene Mütter und Väter organisiert.

BARMER GEK